



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES

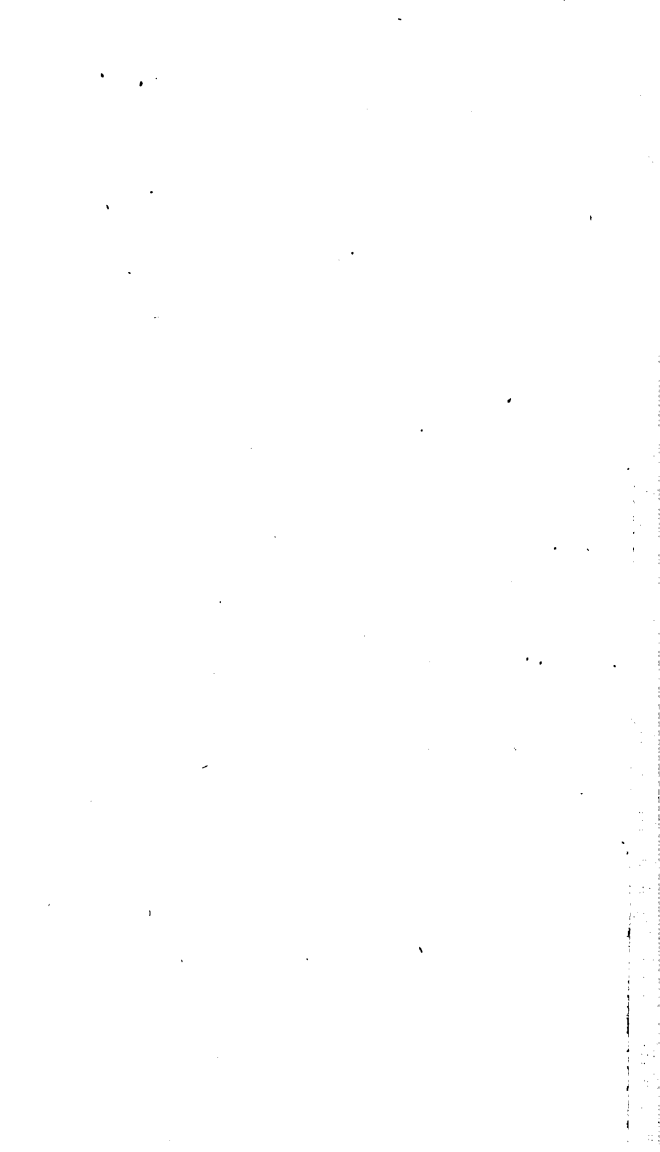


3 3433 07493497 1

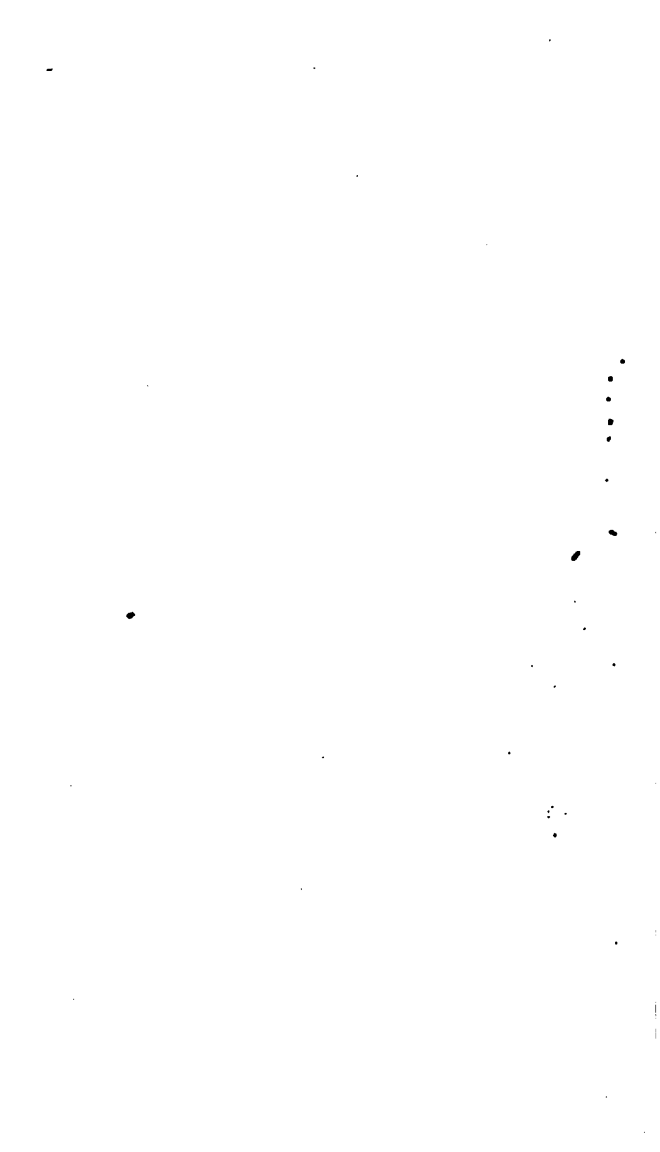


Muellner

M. 100







Notizen A
11-13-1908

Roszebue's

12479

838-112

Literatur = Briefe

aus der Unterwelt,

von

80

Müller.

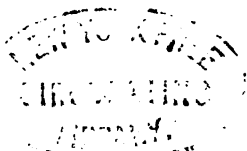
✓

Braunschweig,

bei Friedrich Vieweg.

1826.

Ha



NFC

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

471976

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
1909

B o r w o r t.

Die fünf ersten Briefe nachstehender Sammlung wurden, wie die Ueberschriften besagen, für das Kogebuesche literarische Wochenblatt geschrieben, welches der Verleger nach dem Tode des Begründers noch einige Zeit fortsetzte. Wenn sie, wie ich glaube, der minder interessante Theil der Sammlung sind, so mag das theils an den Gegenständen, welche die damalige neueste Literatur eben darbot, theils an den Rücksichten liegen, die ich auf das Interesse des Verlegers zu nehmen hatte, dem an einer stark markirten Ironie in der Verfolgung der ursprünglichen Tendenz des Blattes um so weniger gelegen seyn konnte, je mehr Abnehmer derselbe noch unter den privilegierten und meistbemittelten Ständen

hatte, die eben an der ursprünglichen Farbe der Zeitschrift hingen. Inzwischen mochte ich diese fünf Briefe hier nicht weglassen, weil sie zum Ganzen gehörten; und die aufmerksamen Leser werden nicht verkennen, daß sie mit den übrigen auf einer und derselben Hauptidee ruhen: ich wollte den befangenen Kogebue, der die gute Seite seiner Sache, zugleich mit der schlimmen, durch irdische Leidenschaftlichkeit verhaßt gemacht, und, anstatt den Partheigeist zu beschwichtigen, denselben heftig gereizt hatte, unbefangener, von den Leidenschaften gleichsam tragisch gereinigt, wieder auferstehen, und nach und nach den Freunden seiner ausgezeichneten Talente so erscheinen lassen, wie ich, sowohl um seiner Person als um der Sache willen, gewünscht hätte, daß er auf Erden gewesen wäre, d. h. durch Charakter, Gesinnung und Weltansicht höher gestellt, als beide erhitzte Partheien seiner Zeit.

Seit 1816 kannte ich Kogebue persönlich; wir hatten einander wechselseitig zu wiederholten Malen besucht, hatten uns, be-

sonders auf einer kleinen Reise, miteinander ungestört, und über mehr als Weg und Wetter, besprochen, und es bestand, so lang' er in Weimar wohnte, eine Art von Umgang zwischen uns, der mir angenehm war. Derselbe war nicht eng und nicht dauernd genug, um mich über das Innere des merkwürdigen Mannes mit Sicherheit urtheilen zu lassen; aber so viel glaubt' ich doch davon erkannt zu haben, daß er zu warmen und zu beweglichen Gemüthes wäre, um einen Mephistopheles zu spielen, der dem Drange der Menschheit nach Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes die „kalte Teufelsfaust“ entgegen setzen möchte. Ich gestehe daher, daß ich den Haß, der bei seiner letzten Wiedererscheinung in Deutschland, und besonders nach dem Beginn seines Wochenblattes gegen ihn ausbrach, nicht theilen konnte, daß sein Fall unter dem Dolche eines politischen Fanatikers mich mit Schmerz erfüllte, und daß die Eiferung seiner Feinde gegen seine wehrlose Asche mein Gemüth empörte. Aus dieser Stim-

1 - mung ging der oben erwähnte Gedanke hervor, und während es mir eine innere Beschäftigung gewährte, Kogebue's Meinungsfehler als erkannt und abgelegt darzustellen, ließ ich dem Humor, so viel mir von dieser Gabe die Natur beschieden, und der Anblick des Weltlaufs übrig gelassen hatte, seinen freien Lauf, ungefähr wie ein improvisirender Schauspieler, der die Verantwortung seiner eigenen muthwilligen Einfälle der Maske seiner Rolle überläßt.

Als das Wochenblatt unter-, oder, wenn man lieber will, überging, nicht bloß zu einer entgegengesetzten Parthei, sondern auch an eine Verlagsbandlung, wohin ich ihm nicht folgen mochte; richtete ich die unterweltlichen Briefe an den Herausgeber des literarischen Merkur, den Herrn Dr. Philippi in Dresden, der mir frei zu seyn schien von der conventionellen Rücksichtlichkeit der gewöhnlichen Journal-Pfleger. Ich hatte mich in ihm nicht geirrt. Die Briefe VI — XXII. erschienen regelmäßig in seiner Zeitschrift. mit alleiniger Ausnahme

des zwanzigsten, den er in den Hamburgischen Originalien abdrucken ließ, weil sein Censor denselben nicht verstanden, und Rosebue's Spott über zwei verrufene Schriften für eine Empfehlung derselben genommen hatte.

Inzwischen bestimmten mich Umstände, die gänzlich außerhalb meines damaligen Verhältnisses mit dem genannten, achtungswerthen Herausgeber lagen, nach einer zweijährigen Dauer diese öffentliche Korrespondenz abzubrechen. Ich kenne die Bewegungsgründe nicht, die ihn bestimmten, vom Jahre 1823 an, die Rosebue'schen Briefe aus Tenare durch eine andere Feder in seiner Zeitschrift fortsetzen zu lassen. Sie gehen mich auch nichts an, denn ich habe kein Recht auf den Alleingebrauch eines literarischen Maskenkleides, das ich selbst von einem berühmten Todten geliehen hatte. Allein ich wünsche nicht, daß man mich noch darin suche, während ein anderer Acteur eine Rolle in demselben spielt, die ich mich nicht einmal rühmen

kann zu verstehen. Daher mein Entschluß, alles was ich in dieser Maske, auf den genannten beiden Redouten-Sälen von Weimar und Dresden, vorgenommen habe, unter meinem wahren Namen im Zusammenhange bekannt zu machen.

Wög' es in dieser Gestalt wenigstens denjenigen Theil des vorigen Beifalls wiederfinden, der, wie ich hoffe, nicht bloß von dem Interesse des Augenblickes in der Zeitgeschichte, nicht bloß von der Neuheit der berührten Erscheinungen abhing. Was die Briefe durch den Verlauf der Zeit verloren haben, in welcher sie geschrieben wurden, das, denk' ich, soll die genauere Kenntniß ihres Hauptzweckes ersetzen, den ich oben ausgesprochen habe.

Weißenfels, im Mai 1825.

Müller.

Inhalt.

Brief I. Der Todte will unentgeltlich Mitarbeiter an seinem literarischen Wochenblatte werden — recensirt das Archiv des thierischen Magnetismus von Eschenmayer 2c. und die Wolfart'schen Jahrbücher des Lebensmagnetismus — die Schicksalsidee in der Gestalt eines Schneidergesellen — magnetische Räuberbande — Médecine par distance — des Herrn von Spaun NBS — Herrn Trautvetters deutsche Reihe.

Brief II. Kogebue klagt über seine brockhäuslichen Biographen — recensirt des Herrn Professors Globius Buch über Gott.

Brief III. Der Schatten recensirt seine eigne Lebensbeschreibung, die bei Brockhaus erschienen ist, und belehrt den Verfasser, daß sie eigentlich ein Pasquill ist.

Brief IV. Langweilige Zeitschriften sind Schriften für die Ewigkeit — Hesperus zahlt kein Honorar — Askania wird recensirt — Der Mensch ist kein Vers.

Brief V. Kogebue schraubt den Verleger des literarischen Wochenblatts, weil derselbe den Titel des Blattes verkauft hat — das tragische Schicksal besucht ihn, und liest ihm aus seinem literarischen Wochenblatt eine Stelle vor, welche die, von ihm weiland so sehr gebilligte, deutsche Censur verstümmelt hat — er schämt sich, und schiebt die Schuld auf seinen Verleger, der nach seinem Tode lauter liberale Mitarbeiter angenommen haben soll.

Brief VI. Kogebue leitet eine Korrespondenz mit Herrn Philippi in Dresden, dem Herausgeber des literarischen Merkur — Sand kommt Kopf = unter'm = Arm in Tenare an — besucht Kogebue und sie werden einig mit einander — Letzgenannter recensirt de Pradt's Schrift über die neueste Revolution in Spanien, Lindner's Schlüssel der wahren Weisheit, und die geistlichen Sprüche des Angelus Silesius (Scheffler) — erklärt die Verbindung von Leib und Seele durch

eine Flasche Wasser, woein eine Flasche Wein gegossen worden ist.

Brief VII. Der Schatten streitet sich mit dem Redacteur des Merkur wegen einer spitzwinkligen Note — recensirt seinen dramatischen Almanach für das laufende Jahr — bedient sich der Gotta'schen Taschenausgabe von Müllner's Albaneserin statt einer Schnupftabacksdose — findet zu viel Augenpulver unter dem Taback — ärgert sich über die Nachgiebigkeit des Preisgerichtes in der Urania — lacht über die Strenge des alten Wof gegen den belehrten Stollberg, der in Tenare meistens mit Heiden spazieren geht — ein Qui pro quo im Morgenblatte — Kalender-Fatalismus bei dem Tode des Fürsten von Schwarzberg in Leipzig.

Brief VIII. Das Beckersche Vergnügen (Kinds Taschenbuch zum geselligen Vergnügen) wird recensirt — Vorschläge zu kritischen Buchstabenrättseln.

Brief IX. Kinds Van Dyl und seine neue Theorie der malerischen Schauspiele — Rogebue beweist daraus, daß sein Schneider Fips oder die gefährliche Nachbarschaft ein Kunstge-

schichtliches Kleidermacher-Schauspiel ist — W. Müller's reisender Waldhornist.

Brief X. Kogebue hat Zutritt bei dem in Tenare eingetroffenen Herzog von Berry — Se. Königl. Hoheit nennt den Herrn Equilly einen Presszwangs-Narren — ereifert sich über die stupide Servilität seines Quasi-Biographen, Monsieur de Jouffroy — die Meinung des Prinzen über die Censur — Kogebue recensirt die Wage des Dr. Börne und den Dr. Börne selbst.

Brief XI. Herr Friedrich Weisser's Epigrammen-Bombardement gegen Franz Horn.

Brief XII. Der Schatten steht in einem Duell zwischen Böttiger und Börne über Houwalbs Leuchthurm dem Erstgenannten als Sekundant bei — Böttiger hat sich verhauen i. e. verlobt — der Sekundant erklärt die Verwundung für Verbandes-bedürftig.

Brief XIII. Die Göttingischen Anzeigen rechnen die Win d büchsen unter die Feuer gewehre — Böttiger hat den Zeiselbär (Lanzbär) mit dem Zeibelbär (S on i g bär) verwechselt — die berliner blaue Monats-Schrift — blaue Philosophie.

Brief XIV. Der Schatten empfiehlt den christlichen

Türkenfreunden, Coariste Parny's Guerre des Dieux zu lesen — Bouwalb's Bild kommt gedruckt in Tenare an — Zacharia's Fluglust — Fluglust der mystischen Tragiker — Gewesenes und Geistetes aus der blauen Monatschrift — die Sorauer Aeneide.

Brief XV. Napoleon kommt in Tenare an — wird mit hundert und einem Kanonenschuß empfangen — weist den Ethebecher zurück — Remesis läßt sich, zum Behuf einer Criminaluntersuchung seinen Wagen ausbitten — er lehnt es ab — Habes ladet ihn ein, den zersprungenen Planeten Pallas = Juno = Ceres = Vesta zu erobern und wieder zusammen zu organisiren — Napoleon dankt dafür, bietet aber seine Ingenieur-Dienste an, wenn man die Erde in etliche Duzend Asteroiden zersprengt wissen wollte — Geht mit Brutus, dem regum expulsor, und mit Washington spazieren, welchen Letzgenannten er stets obenan gehen läßt — Kosgebue etablirt in Tenare ein Beigang'sches Museum, ein Besetabinet — Napoleon abonniert sich und will türkische Zeitungen haben — Kosgebue recensirt deutsche Trauerspiele: Aussenbergs König Erich, den

Beiffenthurnschen Johann von Finnland, Raupachs Gefesselte und Wachters Brunhild.

Brief XVI. Napoleon muß das Lese-Abonnement bezahlen — die Ankunft der Königin Caroline macht in Tenare große Sensation — Schiller spricht, wie sein Burleigh: „Mylord's, sie starb euch sehr gelegen“ — Aristoteles findet sie zur tragischen Heldin tauglich — Sondershausens Befreiung Griechenlands — die Königin Caroline schickt ihren Wagen der Nemesis — diese macht ein zorniges Gesicht, und Kogebue vermuthet, daß sie den königlichen Wagen in pathetischem Zustande gefunden habe. — Der alte Haller hält seinen Enkel, den Berner Apostaten, für kopfstränk — Kogebue widerspricht ihm — nennt den Pfarrer Wolf zu Klein-Rinder-Feld einen Wolf im Schafskleide — klagt über die Versfluth zu Ehren der Hellenen.

Brief XVII. Der Schatten gratulirt Europa zum 18. Octbr. — recensirt Taschenbücher — macht Hintervers darauf.

Brief XVIII. Malitiose Bücher — Schabens Katersprung — mit einer Stelle daraus neckt Napoleon den General Moreau — Prozeß des Lese-

teren mit der Nemesis wegen seiner abgeschoffenen Beine — erhält nur Ein's zurück — Napoleon citirt Schillers Carlos.

Brief XIX. Wilhelm Meisters Wanderjahre — Plato hält das pädagogische Utopien für eine gute Parodie seiner eignen pädagogischen Träume — erklärt das Wort Musik — Shakespeare's und Garrick's Meinung über den Theater-Haß in den Wanderjahren — Hund des Aubri — Psuil — Klotz recensirt die Motto's in den Wanderjahren — Quedlinburger Wanderjahre. — Napoleon liest französische Zeitungen, und murmelt die Worte: Mon pauvre George Dandin, tu l'as voulu.

Brief XX. Das Taschenbuch ohne Titel — Casanova — Anti-Effismus.

Brief XXI. Der Freischütz in Tenare aufgeführt — der Teufel pocht ihn aus und recensirt ihn — Apels Meinung über Herrn Puffkuchen — der Nürnbergers-Virgil und dessen Dichter.

Brief XXII. Pondonberry kommt verrückt an — geräth, statt zu der Schicksalskönigin Nemesis, zur Königin Caroline — hält sie für lebend und wundert sich über die Kraft ihres

Wagens — findet unter den Gewissens - Dün-
den der Nemesis einen, den er für sein hält
und tobtgeschlagen wissen will — wird aus-
gelacht und dem bei Chios verunglückten Ka-
puban Pascha gegenüber einquartiert — Napo-
leon nimmt keine Notiz von ihm, und nennt ihn
gegen For einen tailleur (Schneider). — Rein-
becks Schauspiele. — Luise Brachmann kommt an
— wird von Sappho und Alkaios eingeholt —
von Columbus aus dem Wagen gehoben — Ko-
gebue schmäht, daß die Deutschen Klöße sind, die
von einem sapphischen Lobe nicht gerührt werden.

I.

August von Kogebue an den Redacteur
des literarischen Wochenblatts.

Zenare, am 1. Januar 1820.

Mein lieber Hoffmann! *)

Sie werden sich wundern, von mir einen Brief zu erhalten, da ich, wie man auf Eubert zu reden pflegt, verstorben bin; es geht aber ganz natürlich zu. Ich lebe hier im Tatarus, auf reindeutsch: in der Unterwelt, die aber hier nicht den reindeutschen Namen, sondern meistens den französischen führt, daher ich auch so datirt habe **). Unterwelt würde

*) Bekanntlich der Name von dem Betieger des Kogebue'schen literarischen Wochenblattes, welcher das Unternehmen nach dem Tode des berühmten Mannes noch einige Zeit fortsetzte.

***) Zenare heißt im poetischen Style der Franzosen so viel als les enfers, das Jenseits der alten Fabel.


M.

man hier ganz mißverstehen: denn so heißt hier die Erde. Sie begreifen die Ursache: alle Welt glaubt oben zu seyn, und nennt das Entgegengesetzte unten, gerade wie auf Erden die Antipoden von einander zu reden pflegen. Indessen glaub' ich, daß wir hier wirklich oben sind, weil ich von hieraus die irdischen Dinge weit besser übersehe, als dieß auf der Erde der Fall mit mir war. Es muß Ihnen mithin willkommen seyn, daß ich mich entschlossen habe, Mitarbeiter an meinem Wochenblatte zu werden, und zwar — was sagen Sie? — ohne Honorar, welches ich hier nicht zu gebrauchen wüßte.

Die Sache geht recht gut an; denn obgleich die Producte der irdischen Literatur nicht mit Buchhändlergelegenheit hierher gelangen können, so haben wir sie doch alle ziemlich neu, und viele noch neuer, als auf Erden, weil sie eigentlich hier concipirt werden. Wie das möglich ist, kann ich Ihnen freilich nicht

erklären, es geht damit ein wenig mystisch zu; aber genug es ist so. Selbst einige von meinen eignen Schriften, die ich auf Erden geschrieben zu haben glaubte, sind, wie ich nun erfahren habe, eigentlich hier concipirt, und ich bin nur gleichsam die Feder in den Händen einiger mächtigen Tartaren gewesen, welches Wort hier gewisse Einwohner des Tartarus oder Tenare bedeutet. ✓

Seit meiner Ankunft habe ich Blatt für Blatt mein Wochenblatt gelesen, welches Sie mit einigen Unbenannten fortsetzen, wie billig. Es hat, sobald mein nachgelassenes Manuscript aufgedruckt war, die Farbe verändert. Sie heißen Hoffmann, aber Sie sind keiner, Sie halten es mit der Meinung der Menge, und ich bin gar nicht böß deswegen; denn wie gesagt, ich übersehe jetzt die irdischen Dinge viel besser, und merke, daß ich auf Erden sehr oft wider den Mann geschrieben habe. Ich bin so zu sagen liberal geworden; doch das bei Seite.

— Aber was denken Sie? ich glaube jetzt sogar an den Magnetismus. Sie sollen gleich hören, denn ich breche nun den Brief an Sie ab, und fange an, für mein Wochenblatt zu recensiren. 

Im 1. Stück, Band 6. des Archivs für den thierischen Magnetismus, welches die Herren Eschenmayer, Kieser und Raffe herausgegeben, ist der schlafwachende oder schlafwandelnde Bnrsche wieder auf dem Tapet, der vor einiger Zeit mit der Nase lesen konnte, oder besser: die Gedanken riechen. (Schade, daß er nicht zu Bonaparte's Zeiten auf dem Tapet gewesen! Der hätte ihn als geheimen Polizeiagenten oder als Kupferstichscensor angestellt.) Er machte auch die Stimme gewisser Thiere, besonders die des Esels nach, und behauptete, daß ihm dergleichen Thiere leibhaftig erschienen wären, und ihn durch Drohungen dazu gezwungen hätten. (Diese Ausrede hab' ich irr-
rig für einen bloßen Deckmantel eignor bestia-

lischer Ungezogenheit gehalten; nun aber merk ich, daß er eine Satyre auf diejenigen Zeitungsschreiber machte, welche aus Furcht im Sinne der Obscurantenparthei schreiben.) Jetzt ist er, wie gesagt, wiederum auf dem Tapet, und hat es mit einem Geist zu schaffen, der wie ein kleiner ältlicher Schneidergeselle aussieht, und ihn warnt; ihm weissagt, was nachher eintrifft; ihn zu Possenreißereien treibt, und ihn bisweilen ausprügelt. (Ich würde auf Erden geglaubt haben, der Bursch sage das nur, damit ihn niemand anders für seine Possen ausprügele; aber jetzt bin ich anderer Meinung. Der Schneidergeselle ist eine magnetisch-mystische Personification des tragischen Schicksals, oder vielmehr eine Castellische Parodie darauf. Ich weiß das gewiß, denn das echte tragische Schicksal wohnt hier, in Tenare; ich hab' ihm, um es zu necken, einiges vorgelesen, was die Herren Gebrüder Cata-

lis*), von Schaden, Gubiß und a. m. gegen dasselbe gedichtet und geschrieben haben, worauf es lächelnd entgegnete: „Das ist, als ob ein Schneidergesell einen Giganten prügeln wollte.“ Daher meine obige Ueberzeugung.) Mit diesem Schneidergesellen hat einstmal auch der Knabe in somnambuler Vision Wein getrunken, und ist davon wirklich besoffen nach Hause gekommen. (Da hätt' ich wieder geglaubt, es wäre eine Ausrede der Ungezogenheit gewesen; aber der Wein — es war rother — war das Blutvergießen einer modernen Tragödie, die der Schneidergesell geschrieben und dem Knaben vorgelesen hatte, mithin entstand die Betrunknenheit als magnetischer Theatereffect.) Aus einem alten Buche, *La main d'or* genannt, welches der Herr Professor

*) Unter diesem Namen hat der mit Recht geschätzte Dichter Castelli das parodistische Drama: *Der Schicksalsstrumpf*, herausgegeben. M.

Kiefer nicht besitzt, sondern bisher vergeblich gesucht hat aufzutreiben, macht er sehr wahrscheinlich, daß es vor 100 bis 200 Jahren eine Räuberbande gegeben habe, deren Mitglieder die Kraft besaßen, die zu Beraubenden durch Berührung mit der Hand in den tiefsten Schlaf zu versetzen. (Die Berührung war ein Schlag vor den Kopf, und der tiefste Schlaf der Tod — würd' ich gesagt haben bei Lebzeiten; jetzt sag' ich, die Bande bestand aus unstudierten Magnetiseurs, nur gehörte der in ihnen waltende Magnetismus sowohl dem Stein- und Metallreiche, als dem Thierreiche zu: thierische Begierden wurden von Edelsteinen und Geld angezogen, wollten diese Dinge wiederum an sich ziehen, und die Besitzer schliefen in Folge dieses Rapport's ein, sie wußten nicht wie.)

Das zweite Heft der Wolfartischen Jahrbücher des Lebensmagnetismus macht einen Haupt-Coup: Herr Dr. Kiefer zerschlägt alle

Gläser, Büchsen und Mörser derjenigen Giftmischereien, die auf Erden Apotheken genannt werden. Er will dafür eine ganz andere Arzneilehre, in welcher unter andern auch eine medicinische Gymnastik und die Pestalozzischen Einheitstabellen als Heilmittel vorkommen. (Ich überseh' es von hieraus deutlich, daß man die Turnkunst, die mir auf Erden die Fenster eingeworfen hat, nicht hätte unterdrücken sollen; sie ist gut gegen die Hypochondrie; und wenn die Einheitstabellen die Einfalt nicht curiren, so sind sie doch gegen die Geistesverwirrung zu gebrauchen.) Das magnetische Wechselverhältniß, nicht nur zwischen Mensch und Thier, sondern auch zwischen Mensch und Pflanze, will Herr Dr. Kieße zur Heilung benutzt wissen, nemlich so, daß man die Pflanzen nicht auslegt oder einnimmt, sondern sich zwischen gewisse Pflanzenstöcke, in gewisser Entfernung eine gewisse Zeitlang setzt. Selbst die Schwindsucht soll so zu curiren seyn.

(Was würde ich darüber nicht für Wis gemacht haben, von Ersparniß an Eselmilch und dergleichen! Jetzt seh' ich eben so tief, ja sogar noch tiefer, als Herr Dr. Rieke, in die Natur der Dinge hinein. Ganz klar schwebt das System einer vollständigen Médecine par distance mir vor, und ich gedente einige Krankheiten eurer Erde magnetisch von hieraus zu curiren.) Auch Herr Dr. Ebel schreibt über diese magnetische Wechselwirkung zwischen Menschen, Thieren und Pflanzen; er erzählt, daß ein Berliner Arzt einen jungen Baum „spottend“ magnetisirte, worauf er Tags darauf verwelkt war. (War der junge Baum weiblichen Geschlechts, der Spott ein ironisches Ehe-Versprechen, und der Tag ein sogenanntes Jahr, oder nur 9 Monate, so ist die Sache sehr wahrscheinlich. Nur der Umstand, daß die Magnetisirung durch Striche in distans geschah, erregt Zweifel. Doch vielleicht waren es Federstriche, Liebesbriefe.)

Soweit vom Magnetismus für diesmal. Ich halte, wie gesagt, viel darauf; er heilt auf leichte Weise, ohne viel Kopfbrechen, die Kranken, und unterhält die Gesunden. Von des Herrn Dr. Böß Zeiten hab' ich erst den August und September durchblättert. Im August hat Herr von Spaun (Franz) eine Epistel an Bayern und seine Landstände eingesandt, um „über das constitutionswidrige Verfahren der Polizei durch Verletzung der Pressfreiheit“, zu klagen. Er sucht darzuthun, daß ein Baron von Aretin vieles habe schreiben dürfen, was man ihm verbieten wolle. „Ich will eine Wette eingehen, daß, wenn ich das a b c mit meinem Namen drucken liesse, so würden tausend Kehlen schreien, dahinter stecke Hochverrath.“ (Daß, wenn — so würden —? Wo bleibt der Syntax?) „Ich wolle dadurch zu erkennen geben, wer a sage, müsse auch b sagen; und wie könnte ein Staat bestehen, wenn der, welcher a sagt, auch

b sagen müßte?" Das wird wohl daher kommen, weil Herr von Spaun das a b c mit unschicklicher Anmaßung zusammensetzt, und kritische Aufsätze über Dinge schreibt, von denen er nicht viel mehr, als das a b c begriffen hat. Das a b c aber reicht zur Kritik der Staatsbeschaffenheiten nicht hin. Er muß sich mit seinem Tadel künftig ausschließlich an die Dichter halten, die haben keine Gewalt, ihm die Schriften zu unterdrücken, und thun aus Hochmuth, als ob sie von ihrer Existenz gar nichts wüßten. Indessen hat er doch viele helle und liberale Begriffe, nur muß er sie den Staatsmännern vortragen lernen, nicht an den Kopf werfen.

Im September hat mich ein Aufsatz von Herrn Ernst Trautvetter „vom Moorgrunde am Thüringer Wald“ (davon handelt er nicht etwa, sondern er datirt daher und ist geschrieben „Pfeilnacht im Jahr 34 des dritten Jahrtheils“) angezogen durch seine Ueberschrift,

und magnetisirt durch seinen Inhalt. Die Ueberschrift lautet: „Die künftige deutsche Geschichte. Eine Ankündigung.“ Die Unterwelt (die Erde) weiß, wie viel ich von der Geschichte, besonders der deutschen, verstanden, und wie ich in diesem Fache gearbeitet habe. Aber diese Ankündigung verstehe ich nicht. Die künftige deutsche Geschichte nennt Herr Trautvetter die deutsche Weihe. Meint er unter der künftigen Geschichte eine, die er schreiben will, oder eine, die erst geschehen soll? Und was ist die deutsche Weihe? „Karl suchte seine Kaiserstadt durch heilige Ueberbleibsel zu weihen; auch Dryburg, die Drutenburg, die Burg deutscher Treue und Liebe, wird ein geweihter Wallfahrtsort, durch das heilige Alterthum. Kurz die Heiligung erscheint bei uns als eine Reinigung von dem Fremdartigen. Man verdeutschte alles, was damals fremdartig war, so hat man die deutsche Weihe.“ Nun da hat man sie, und die ganze (künftige,

deutsche) Geschichte! Herr Trautvetter ver-
 deutschte übrigens die momenta durch Klucke
 (Zeittucke) und das Wort Zeitpunkt durch
 Zeittüpfel.

Ich mache hier, indem ich meinen ersten
 Brief aus dem Tenare schliesse, einen Din-
 tentüpfel.

Rogebue.

II.

Rogebue an den Herausgeber des lite-
 rarischen Wochenblatts.

Tenare, am 30. Januar 1820.

Sie haben meinen Brief vom 1. Jan. auf
 der Stelle in meinem Wochenblatte abdrucken
 lassen. Das heißt in der Sprache der Jour-
 nal-Herausgeber: Der Herr Einsender fahre
 fleißig fort! und ich thu' es, ich fahre fort,
 Ihnen zu beweisen, daß ich, nachdem ich auf-

gehört habe ein Mensch zu seyn, ein ganz anderer Mensch geworden bin.

Wie den thierischen Magnetismus und die Deutschmichelei, so habe ich auch bei Lebzeiten den Mysticismus verunglimpft. Ein armer Erdwurm, den Sie, Gott weiß wo, als Mitarbeiter aufgesungen haben, hat in meinem Sinne schreiben wollen, und ist vor einigen Monaten über die philosophisch-fromme Schrift des Herrn E. A. H. Clodius: Von Gott in der Natur u. dergewesen. Ich weiß jetzt von Gott weit mehr als er, ja mehr als der Verfasser selbst, kann Ihnen aber davon weiter nichts anvertrauen, als daß er, der Allvater, mir alle die Sünden vergeben hat, um derenwillen meine irdischen fingerfixen Lebensbeschreiber meine Leiche mit Brockhaus'scher Druckerschwärze beschmieren, und dadurch meine schuldlosen Hinterlassenen tranken *).

*) In der Brockhaus'schen Buchhandlung war das

Genug, ich bin jetzt der Mann, über jenes Buch von Gott, dessen 2ten Band ich eben ganz durchgelesen habe, ein besseres Urtheil zu fällen, als jener Recensent. Der Hauptgedanke des Verfassers: daß Gott die Liebe, die reine Vaterliebe ist, daß der Menschenverstand ihn nimmer ergründen, daß sein geheimnißvolles Wesen nur dem Herzen sich offenbaren kann, indem es darin die Flamme des Glaubens anzündet, — dieser Hauptgedanke ist vollkommen richtig, und ich finde nicht den geringsten Mysticismus darin. Aber in dem Vortrage des Herrn Clodius find' ich freilich mancherlei, was für ein Buch über dieses Thema den Fehler hat, daß es zu Extracten für mein Wochenblatt taugt. Z. B. S. 267 ist die Rede von Leibnizens kühnem Gedanken,

mal eine hämische Biographie Kogebue's erschienen, welche der hochbetagten Mutter des Ermordeten Leid verursacht hatte. M.

„daß die Thiere eine Gattung von Ordnaten einer Krümmen Linie wären, d. h. sich nach Linien im göttlichen Verstand verhielten, nach welchen die Mathematiker gewisse Krümmungen fortschreitend bestimmen.“ (Die Ordnaten statt Ordinatens wird wohl der Sager zu verantworten haben, obgleich er in der langen Druckfehlerliste den Fehler nicht eingestanden hat. Aber was die Ordinatens für Dinger sind, scheint Herr Claudius nicht recht zu wissen, das zeigt die Erklärung, die er von Leibnizens (im Dunkel geliebenen) Kühnem Gedanken giebt. Es sind die geraden Parallellinien, welche innerhalb einer Krümmen Linie so liegen, daß sie von der Axe der letztern in zwei gleiche Theile getheilt werden. Die Schwingung der Krümmen Linie bestimmt daher ihre Länge, und je näher sie einander stehen, desto unmerklicher ist ihre Verschiedenheit. Eben so ist es mit den bildlich sogenannten Sprossen in der Stufen-

leiter der Thiere, und das ungefähr wird wohl Leibniz haben sagen wollen. „Sich nach Einiem verhalten“ sagt gar nichts, das werden Herrn Globius alle Mathematiker auf Erden sagen.

„Man hat wohl mit Grund bemerkt (S. 270.) daß gewisse Thiergeschlechter, so wie jedes insbesondere bestimmt ist, Einen Gedanken der Schöpfung darzustellen,“ (die Schöpfung denkt nicht, sie stellt bloß den Gedanken des Schöpfers dar) „z. B. der Adler den Flug, das Reh den Lauf u. s. w. . . . eben so selbige nur gleichsam belebte Theile von höheren, vollkommener ausgebildeten Organismen sind, daß Ein Thier gleichsam ein individualisirter Magen, ein anderes eine individualisirte Lunge u. s. w. sey, kurz einen Bildungsversuch oder besser: Modell in Theilen für höhere Bildungen abgebe.“ (Das ist falsch, Gott ist ein Meister, der keine Versuche macht und keine Modelle braucht.) „Die

Seeanomone, ein Pflanzenthier, ist nichts als ein Magenbeutel, der sich heraus und hereinkehrt, die Molluske ein Mund, die Vögel sind oft nur individualisirte Gesangehlen, die Würmer sind in jeder Hinsicht den Gebärmern verwandt." (Das gefällt mir. Ich werde mein Lustspiel, der Vielwischer, umarbeiten, und diesen sagen lassen: Hätte der Mensch keine Seeanomone im Leibe, so gäb' er kein Geld für Melonen aus; ein Mensch welcher redet ohne zu denken, ist eine bloße Molluske; die Opersänger sind oft nur Vögel, d. h. individualisirte Gesangehlen ohne Kopf, und manche Kinder sind dreifach in einander geschachtelte Würmer, nemlich: sie sind selbst arme Würmer, in denen Würmer, d. h. Gebärme stecken, worinnen wiederum Würmer sich befinden, die man abtreiben muß, damit die Kinder nicht am Ende verwirrt werden.) „Wenn der menschliche Organismus auch nicht alle Glanzgestalt, aus thierischen

Absonderungen entsprungen, z. B. Schuppen, Federn, Schalen in sich begreift, wenn ihm auch die gewissen Thieren gewordene Schärfe einzelner Sinne mangelt u.; so behauptet er doch in allen diesen Dingen eine glückliche Mitte, und hat Arm, Hand und Verstand, als die alles nach Allgemeinbegriffen umfassenden Werkzeuge, welche bei ihm die Kunstfertigkeiten ersetzen“). Umfaßt denn auch der Arm und die Hand die Gegenstände nach Allgemeinbegriffen? Das ist neu, und erklärt sehr gut, warum mit Arm und Hand oft mehr, als mit dem Verstande in der Welt ausgerichtet wird.) S. 274. sagt Herr Glorius viel Wahres und ungewöhnlich Klares über das Naturgeheimniß des thierischen Instinktes, welches in der That auf eine übersinnliche Kraft hinweist, die ohne das Medium des Verstandes ein lebendes Wesen zweckmäßig handeln lehrt, ja sogar es so zu handeln zwingt. Dann fährt er fort: „Eine so zweckmäßig

bilbende, kunstreiche, übrigens blind verfahrenbe Natur, wie selbst das Kunstgenie bei dem Menschen auch seyn mag." (Ich wollte, der Mann hätte bei meinem Leben diejenigen von meinen Schauspielen recensirt, die ich aus Instinkt geschrieben habe. Die Recensenten von Jena haben immer den Verstand darinnen vermist, und doch sind das gerade meine besten Stücke.) „Wir werden wohl nicht irren, wenn wir das physische Leben als eine durchgeführte allegorische Rede des Schöpfungswerks in Hieroglyphen, als das Sinnbild und den äußern Abdruck, als den Leib des Bewußtseyns betrachten.“ Sehr richtig! Ich sehe jetzt vollkommen ein, daß mein physisches Leben nichts als eine allegorische Rede des Schöpfungswerkes war, welche Sand unterbrochen hat. Und wenn ein Schauspieler dem andern zu zeitig in die Rede fällt, was brauchts da solch einen Lärm darüber? Genug, ich lebe fort, denn ich rede, ich schreibe

sogar fort, und werde Ihnen vielleicht nächstens über einige der Schriften schreiben, die jüngst über mich geschrieben worden sind. Sagen Sie das meiner guten Mutter; sie soll sich nicht über die Lügen ärgern, ich will schon sorgen, daß die Leser darüber lachen.

Kozebue.

III.

Kozebue an den Herausgeber des literarischen Wochenblattes.

Senare den 1. Febr. 1820.

Ich bitte Sie um's Himmels Willen, werther Freund, was haben Sie für einen Faselhans von Seher, und was für einen Myops von Corrector! Ich schrieb Ihnen meinen zweiten Brief zwar nach Empfang des Abdrucks vom ersten, aber ich hatte diesen noch nicht durchgelesen: eine üble Angewohnheit von

ber Erde her, wo ich zuweilen über ganze Bücher schrieb, die ich nicht gelesen hatte. Jetzt find' ich (S. 9. Z. 6.), daß die beiden Leute aus meiner Médecine par distance eine Médecine gemacht haben, und Z. 3. von unten aus dem Lateinischen: in distans ein Zweiterfranzösisch: in distance. Das muß wegfallen; wenn das meine Lebensbeschreiber lesen, so beweisen sie daraus, daß ich weder im Lateinischen, noch im Französischen gründlich gewesen bin.

Weil ich einmal auf die Lebensbeschreiber komme, so will ich gleich mein Leben recensiren, nicht dasjenige, was ich gehabt habe, sondern dasjenige, welches ein Anonymus auf 528 Seiten geschrieben und bei Fr. A. Brockhaus (1820) herausgegeben hat. Ich habe schon ein Duzend Schriften gelesen, die nach meinem Tode über mich geschrieben worden sind; aber keine hat mich so angezogen, wie diese. Warum? Weil sie größtentheils mit

meinen eigenen Worten, d. h. mit Extracten aus meinen eigenen (besonders den autobiographischen) Schriften, und folglich sehr angenehm und unterhaltend geschrieben ist. Sie fängt gleich mit einer Stelle aus meinen Fragmenten über Recensenten = Unfug an: „Todten soll man nichts Uebles nachreden, ist ein Grundsatz, der seine Entstehung wahrlich nur dem Umstande verdankt, daß die Todten fein unter den Füßen liegen, und niemanden im Wege sind. Wenn die Todten ihre tausendjährige Muße zum Bücherschreiben anwendeten, so würde man ihnen mehr Uebles nachreden, als irgend einem Lebendigen.“ Das hab' ich im Leben wirklich geschrieben, ja sogar gedacht, und hab' ich nicht recht gehabt? Ich bin so ein Todter, welcher fortfährt, für die Presse zu schreiben, und es darf daher meine Hinterlassenen nicht Wunder nehmen, daß man mir weit mehr Uebles nachredet, als man sich unterstanden haben

würde, da ich noch ein Lebendiger war. Wollt' ich, damit sie Ruhe hätten, und damit der Name nicht beschmiert würde, den meine männlichen Nachkommen nach eurer albernen Einrichtung dort unten fortführen müssen. — ich sage: wollt' ich nicht fortschreiben als Todter, so würde es doch nicht um ein Haar anders seyn; denn obgleich in eurem Conversationslexicon sub voce Kogebue (S. 493. Aufl. 5.) mit dürren Worten geschrieben steht, daß die Kogebueschen Schriften schon jetzt größtentheils vergessen sind, so ist das doch nur so eine Conversations-Phrase, deren sich in diesem sonst gar nützlichen Buche einige tausend befinden mögen. Es ist, deutsch von der Sache zu reden, nichts daran wahr, als daß der „Unternehmer, Herausgeber und Verleger“ des Conversationslexicons (wie er sich gern nennt) meine Schriften weder unternommen, noch herausgegeben, noch verlegt hat. Sie sind nicht vergessen; werden es

auch wohl nicht in den nächsten 50 Jahren; und in dem, was Gutes darinnen ist, lebe ich also fort, und fahre fort, denenjenigen im Wege zu seyn, welche keine besseren oder eben so guten schreiben können. Mögen also diese Leute — ich will sie Krugisten nennen, zu Ehren des Herrn Krug, welcher meinen Verwandten zuerst den Vortheil des: *de mortuis nil nisi bene* abgestritten hat — mögen sie in Gottes Namen darauf losschreiben! Ich werde nichts lieber thun, als ihre Schriften über mich extrahiren, und mache an diesem anonymen Buche um so lieber mein Probestück, da man mit einem Anonymus nicht nöthig hat, ein Blatt vor das Maul zu nehmen.

Ich habe es in den jüngsten Kinder meiner Laune erzählt, daß ich in meinem sieben-ten Jahre einen asiatisch-banisenartig stylisir-ten Liebesbrief an ein erwachsenes Mädchen schrieb, welches nachher meine Tante wurde. Der ungenannte Krugist folgert daraus, S. 21.

„mit dem Gefühle der tiefsten Wehmuth, daß ich schon damals dem Heiligthume der kindlichen Unbefangtheit entrissen, und den Gefühlen eines reifern Alters hingegeben,“ i. e. im 7ten Jahre schon unplatonisch verliebt gewesen. Ich kann ihn aber versichern, daß ich diesen Brief auch geschrieben haben würde, wenn das Frauenzimmer schon damals meine Tante, und überdieß ein Alltagsgesicht gewesen wäre; ich wollte bloß einen Liebesbrief schreiben, so recht voll Dichter-Feuer, und die Empfängerin hätte mich nicht stärker in Verlegenheit setzen können, als wenn sie mir geantwortet hätte, daß sie meiner Flamme sich auf Discretion ergeben wollte. Besser, als dieser Liebesbrief, den ich ohne Empfindung geschrieben hatte, gelang mir später eine Elegie auf den Tod eines Mädchens, welches die Geliebte eines ältern Freundes war, weil ich hier wirklich etwas fühlte, nemlich durch Sympathie den Schmerz meines jungen Freundes. Als

man dieses Product lobte, und sogar drucken lassen wollte, wgr mein Schmerz weg, und ich war entzückt. Da sagt nun der Krugist S. 29. „die Schriftsteller-Eitelkeit habe damals zuerst eine unnatürliche Gewalt über mich als Knaben ausgeübt.“ Unnatürlich? Ei, nicht doch. Ich behaupte, daß ein Knabe, der nicht von der Perspective entzückt wird, seine gelobten Verse gedruckt zu sehen, niemals einen geschaidten Vers machen wird. Lebensbeschreibungen, aus den Schriften Verstorbener abgeschrieben, und mit moralisirender Médiansance gespielt — die kann er machen, das geb' ich zu; aber keine Verse, keine Gedichte, keinen „armen Poeten,“ keinen „Lamoignon v. Malesherbes.“ In der Druckerschwärze liegt ein Zauber für jeden Knaben von poetischem Talent. Es geht ihm wie dem Schauspieler:

Er wünscht sich einen großen Kreis,
Um ihn gewisser zu erschüttern.

Er fühlt, daß er zu dem Behuf gedruckt

seyn muß, und glüht, es dahin zu bringen, weil er nicht weiß, daß auch die Recensionen gedruckt werden, und zwar je berühmter der Mann, desto giftiger, todt oder lebendig!

S. 34 läßt er mich erzählen, daß ich im kindischen Eifer eine Bühne von Bettschirmen zusammenbaute, und um mit meinen Gespielern Emilia Galotti und den dankbaren Sohn aufzuführen, wechselsweise alle Rollen übernahm. Daraus erklärt er denn mit großer Menschenkenntniß meinen folgenden schnellen Rollenwechsel im Leben. Ei so erkläre du und der Teufel! Meine Gespielen wollten sämtlich Hauptrollen spielen, ich auch; sollt' also etwas aus der Sache werden, so mußten wir wechseln allzumahl. Hätten wir einen Knaben gehabt von solchem Talente, wie mein anonymes Krugist, so hätt' er den Marzelli ohne Rollenwechsel behalten.

Leser von richtigem, moralischen Takte werden nun schon weg haben, was Geistes

Kind er ist. Aber lassen wir auf die Proben seiner Stärke in der erklärenden christlichen Liebe auch einige von seiner erfindenden folgen. Man lese die Seiten 85—88. Ich habe in meiner Selbstbiographie einen Sprung gemacht, von Weimar nach Petersburg, wohin ich 1781 ging. Der Krugist füllt die Lücke, die ich hier ließ (weil es niemand unterhalten haben würde, daß ich lieber Sekretär des Generals von Bauer werden, als Weimarischer Advokat bleiben wollte, daß ich jenem Manne durch den Grafen von Görz empfohlen, und daß mir aller Verzug untersagt worden war) — er füllt diese Lücke mit „Betrachtungen“ aus, die er mit tabellofen aber ebenfalls anonymen Zeugen will belegen können. „Mehrere Ausschweifungen, (welche denn?) Verirrungen übertriebener Selbstsucht und zügelloser Ergüsse der Satyre“ u. haben damals — ein Urtheil auf Landesverweisung gegen mich bewirkt. Der Krug-

betischen Register weg, weil ich niemand gern in's Gesicht lobe) ein Pasquill auf mich verlegen sollte. „Aber was ist ein Pasquill?“ Nun, eine anonyme, publiß gemachte Schrift, worinnen Einem lügenhaft nachgesagt wird, daß er Landesverweisung oder sonst eine infamirende Strafe verdient und wohl gar rechtlich zuerkannt erhalten habe. Das ist eine populäre Definition, die ich hier zum Besten gebe, damit meine Verwandten nicht etwa von einem habfüchtigen Advokaten sich verleiten lassen, Leute zu verklagen, die zwar Gegner meiner Meinungen und meines literarischen Wirkens, aber keine Pasquillanten sind. Herr Schott zum Beispiel, der das Büchlein: Kogebue, Rußland und Deutschland geschrieben hat, ist keiner, obwohl sonst ein starker Krugist. Er hält sich blos an die Beweismittel aus meinen Schriften, wie Herr Krug selbst, und hat sich zum Ueberflusse genannt, wie er. Wenn sie aus diesen Schriften falsch

auf meinen Character schließen, fiat! Die Urkunden sind publici juris, eure Untermelt kann selbst urtheilen, das muß ich mir gefallen lassen, und sie sich vico verse die Kritik, selbst wenn verletztes Sittlichkeitsgefühl oder Leidenschaft sie ein wenig pfeffern sollte. Dem Verfasser des vorliegenden Buches kommt aber einzig der Umstand zu statten, daß er von einem Pasquill keinen rechten Begriff hat: denn er nennt S. 347. meine Satyre auf Merkel so, die unter meinem Namen erschienen ist.

Gegen einen Autor nun, welcher ein Pasquill schreibt, ohne zu wissen, was das ist, und zumahl gegen einen Todten, von welchem er noch nicht weiß, daß er nach seinem Tode die Schriften über ihn recensiren wird — gegen einen solchen Autor kann niemand nachsichtiger seyn, als ich: denn es ist mir, als ich den famosèn Wahrdt mit der eisernen Stirne schrieb, ohngefähr eben so gegangen. Ich schrieb das Ding wider die ungezogenen und

boshafteu Segner eines mir theuren Freundes, des Ritters von Zimmermann, stellte von ihnen Infamien dar, die ich nicht beweisen konnte, und verbarg meinen Namen. Das war ein Pasquill; ich merkte es aber nicht eher, als bis man dem Autor von wegen der Justiz nachspürte, und erfuhr nun so discursive von Rechtsgelehrten, daß man um so etwas auf das Zuchthaus kommen könnte, ohne sich mit der ignorantia juris entschuldigen zu können, zumahl wenn die Pasquillirten hohe Protectoren fänden. Natürlich bot ich nun alles auf, als Autor nicht entdeckt zu werden. Dafür nennt mich der Krugist einen ruchlosen Heuchler (S. 178.). Er will also, ich hätte das Vergehen gleich bekennen sollen. Wenn ich ihm das zugebe, so ist das sehr schlimm für ihn. Seine vorliegende Schrift ist schon wegen der einzigen Stelle von der Landesverweisung auch so eine Art von Wahrheit, und folglich ist er, wenn er sich nicht

öffentlich dazu bekennt, eben so ruchlos, als er mich schildert. Laß sehen, was er auf dieses argumentum ad hominem thun wird!

Aber ich habe auf Erden mein Vergehen öffentlich gestanden, Vergnadigung deshalb von meiner damaligen Kaiserin erhalten, und überdieß dem Publikum dasselbe reuig abgebeten. Meine dießfalsige Flugschrift hat der Krugist S. 193. ff. wörtlich abdrucken lassen, und das ist mir lieb. Aber er hat sie mit Notizen begleitet; die lese der geneigte Leser, und wenn er gegen den Krugisten sein Herz nicht hundertmal bitterer empört fühlt, als je ein Herz um des Wahrheits willen gegen mich es gewesen seyn kann, so will ich verdammt seyn, noch einmal auf die Erde zurück zu kehren, und nochmals 40 Jahre lang unter neidischen und giftigen Literatoren zu leben. Jeden Ausdruck meiner öffentlichen Reue, der nicht unbedingt Verwerfung meines ganzen moralischen Selbst athmet, dreht mir der Mensch zu Bolzen; aus

jedem folgert er meine Schlechtigkeit, meine Schändlichkeit! Und zur Rechtfertigung aller dieser Schmähungen meiner Asche führt er meine Worte S. 231 im Merkw. Jahr m. L. an: „Kalt, wie es sich gebührt, habe ich das Strafamt der Publicität verwaltet. Der gesetzlichen Bestrafung konnte eine glückliche Combination der Umstände den Herrn Chevalier (den Ballettänzer, gegen den ich dort sprach und der noch lebte) entziehen, nicht so der heilsamen Publicität, die früh oder spät den glücklichen Verbrecher ereilt.“ — Den glücklichen? Das sey! Aber auch den Todten? den Ermordeten?

Hätt' ich in dem Momente, wo ich ermordet wurde, Zeit gehabt, an etwas anderes zu denken, als an Gottes Gnade, es hätte seyn können, daß mir ein wenig schwul vor der Hölle geworden wäre, die der alte Aberglaube im Tartarus suchte. Hier hab' ich sie nicht gefunden. Ist sie nicht in eurer litera-

rischen Republik, ihr Erbbewohner, so muß ich, so wahr ich todt bin, glauben, daß es gar keine giebt! Wahrlich, so aus den Schriften eines Todten, aus abgerissenen Stellen, Gift zu saugen, um denselben in dem Bewußtseyn seiner Mitwelt und der Nachwelt moralisch zu vernichten, dazu gehört eine rein satanische Natur! Das läßt sich nicht abwaschen, selbst wenn der Giftsauger von mir bei Lebzeiten im Wahrdt angegriffen worden wäre. Toll darüber werden, wie der schwache Klockenbring, ja! das liegt im Gebiete der Menschheit; aber zu feig zur Rache an dem Lebenden, sich auf den Sarg des Erschlagenen werfen, seine Leiche herausreißen, und zur moralischen Vogelscheuche entstellen — das hat etwas Teufflisches! Dachte der Anonymus so von mir, wie er mich hier abmalt; wahrlich, dann möcht' ich sagen, er war ein Hundsvott, daß er mich nicht umbrachte, nicht im Zweikampf wenigstens mich umzubringen versuchte!

Ich bin unversehens ziemlich ernsthaft geworden. Fast möchte ich den Ernst wieder wegstreichen; aber er mag nur stehen bleiben, dem Krugisten zur Mahnung an den Menschenfenn, den man auch in der Leidenschaft für seine Meinung nicht von sich thun muß; und zugleich als ein Versuch, Herrn Krug auf die Betrachtung zu führen, daß seine eilige Flugschreibung über mich und meinen Tod in ihren Folgen viel häßlicher erscheint, als sie ihrer Absicht nach seyn mag. Der anonyme Krugist beruft sich S. 444 auf ihn, als auf sein Vorbild, zieht dessen „geistvolle und vielgelesene Schrift“ an, und schreibt 3 Seiten daraus ab! Kann es ihm wohl angenehm seyn, dafür, daß er seinen (jetzt aufgegebenen) Hermes *) mit zum Psychopompos auf-

*) In dieser Zeitschrift erschien des Prof. Krug Aufsatz gegen den Todten, und er war damals noch Mitredacteur derselben. R.

gedrungen hat, Büchern von solcher Art zur Ausrede dienen zu müssen?

Schließen wir den ernsthaften Brief mit einer erfreulichen Stelle des Buches. S. 328 ist die Rede von dem warmen Antheil, den die verklärte Königin von Preußen an meinem Unglück nahm, als ich nach Sibirien geschleppt worden war. Sie war zuerst in Deutschland von der günstigen Wendung meines Schicksals unterrichtet. Sie verkündigte die Nachricht mit herzlichster Freude. „Eben trat die von ihr immer mit besonderer Huld beschenkte Madame Meyer (jetzige Madame Henbelschütz, in der unser Zeitalter seine größte mimische Künstlerin verehrt), zur schönen Königin, um von Neuem ihre vermittelnde Fürsprache zu erbitten, als aus St. Petersburg eingegangene Briefe die Begnadigungs-Botschaft mittheilten.“ Sie glauben nicht, lieber Herr Verleger, wie innig diese Stelle mich erfreut hat! Meine noch immer ziemlich leb-

hafte Phantasie zauberte mich in die Zeit zurück, wo, während ein gefürchteter Kaiser mich wiederum zu Gnaden aufnahm, die wahrhaft schöne, moralisch-schöne, die von ihrem Volke angebetete Königin freudigen Antheil an mir nahm. Das hab' ich gewußt, hab' es dankbar anerkannt, und wenn die Beweise dieses meines Dankgefühls in meinen Schriften nicht haufenweise anzutreffen wären, so würde mein anonymes Krugiß meinen scheußlichen Undank gewiß nicht ungerügt gelassen haben. Noch einmal, das hab' ich schon auf Erden gewußt, wie ich mich jetzt in Tenare ganz deutlich erinnere. Aber daß die verehrte erste mimische Künstlerin unseres Zeitalters zu der herrlichen, ihr mit besonderer Huld zugethanen Königin getreten, um deren Fürsprache für mich zu erbitten — das hab' ich entweder auf Erden nicht gewußt, oder ich hab' es auf meinem Wege mit dem Psychopompos vergessen. Genug, ich erinnere mich nicht, es

gewußt, oder irgendwo anerkannt zu haben, finde auch nicht, daß der Krugist eine Stelle, wo ich es anerkannt hätte, aus meinen Schriften abgeschrieben. Daher überraschet es mich freudig, daß ich es endlich hier erfahre; und zum Dank dafür wünsch' ich, daß die treffliche, wahrhaft geniale, und daher in Hinsicht ihrer Persönlichkeit vom Neide und von der Künstler-Eifersucht häufig angefeindete Künstlerin nach ihrem Tode nicht unter die Finger eines solchen Lebensbeschreibers fallen möge, wie mein Krugist ist. Denn sicher würde er aus ihrem Talent, die üppige Magdalene, die reuige, und selbst die Madonna, schnell aufeinander, und fast in einem Athem darzustellen, eben so hämisch auf ihren Rollenwechsel im Leben argumentiren, als er oben in Bezug auf mich gethan, weil ich in einem Stücke nach und nach alle Rollen spielte. — Adieu für heute.

Kogebue.

IV.

Kogebue an den Herausgeber des literarischen Wochenblattes.

Senare, am 31. März 1820.

Sean Paul hat irgendwo gesagt; „Wir haben keine Zeit, darum Zeitschriften.“ Für euch Erdbewohner ist der Satz nicht wahr; im Gegentheil, ihr habt Zeitschriften, weil ihr zu viel Zeit habt, und sie daher tödten müßt, wie die Chinesen ihren Ueberschuß an Kindern. Mit mir ist das jetzt anders. Nachdem ich die Zeitlichkeit verlassen habe, lese ich zwar noch Zeitschriften; aber nicht zum Zeitvertreib, da es offener Unsinn wäre, wenn man in der Ewigkeit sich die Zeit vertreiben wollte. Nein, ich lese sie bloß ihres Inhalts wegen, und da an Zeitvertreib mir gar nichts gelegen ist, so lese ich auch die langweiligen sehr gern. Gerade diese sind, aus obgedachtem Grunde, recht

eigentlich für die Ewigkeit geschrieben, und es ist unfehlbar der Wunsch, für die Ewigkeit zu arbeiten, welcher so viele irdische Journalisten bestimmt, langweilige Zeitschriften herauszugeben.

Eine Zeitschrift für die Ewigkeit, und zwar eine der besten, ist der *Hesperus* *). Es freut mich, daß mein guter Freund, der Professor *De n* schon im Jahre 1818 (*Jfs*, Heft 6. S. 973.) sie gelobt, und sogar in gewissem Betracht seiner eigenen, der *Jfs*, vorgezogen hat. Ich find' es auch sehr zweckmäßig, daß der *Hesperus* selbst, 1819. Heft 6. S. 253. auf diesen Lobspruch sich beruft, und selbst sagt, „er dürfe sich nicht scheuen, dieses verdiente Lob eines auswärtigen Gelehrten von anerkannter Autorität, mitgetheilt von einem unpartheiischen Freunde alles Guten, Wahren

*) Man übersehe das Datum des Briefes nicht. Die genannte Zeitschrift hat seit ihrer Verpflanzung nach Württemberg bedeutend gewonnen. M.

und Schönen, aufzunehmen.“ Bei dieser Gelegenheit erzählt der Hesperus auch, daß seine Mitarbeiter auf gar kein Honorar Anspruch machen, sondern den edlen Zweck des Herrn Herausgebers ohne alle Eigennützigkeit unterstützen. „Dies ist,“ heißt es a. a. D. „im Auslande selten oder nirgends der Fall, und dürfte daher dieser von allem Selbsterwerb entfernte literarische Eifer der österreichischen Gelehrten wohl diese Bekanntmachung durch und um den Hesperus verdienen.“

Was sagen Sie dazu, mein lieber Hoffmann? Wollen Sie dieses Beispiel den Mitarbeitern an meinem Wochenblatte nicht zur Nachahmung empfehlen? Es ist freilich auch außer Oesterreich nicht ganz neu, denn die Isis, wenn mir recht ist, zahlt auch kein Honorar, aber der Redacteur bekommt doch welches, und da er selbst viel Aufsätze liefert, so hat er es noch nicht dahin bringen können, ein echtes Journal für die Ewigkeit, d. h. ein

durchaus langweiliges daraus zu machen. Da Sie aber ein Redacteur sind, der in der Regel nicht selbst schreibt, so wird es Ihnen gewiß gelingen, sobald Sie den Mitarbeitern kein Honorar mehr zahlen. Warum machen Sie das nicht so? Besorgen Sie, das Wochenblatt würde dadurch an Absatz verlieren? Dieser Gefahr können Sie leicht entweichen, Sie dürfen nur das Beispiel, welches die Mitarbeiter geben, indem sie umsonst arbeiten, Ihrerseits nachahmen, und das Blatt umsonst verkaufen, d. h. verschenken, das wird den Absatz sogar vermehren.

Eine neue Zeitschrift für die Ewigkeit hab' ich zu Gesicht bekommen, sie heißt *Astania*. Bis zum dritten Heft fast pure Altdeutschheit. Der Herausgeber nennt sich Wilhelm Müller*).

*) Später hat er sich durch seine Lieder der Griechen einen Namen gemacht, der einen guten Klang hat in der Gemeinde. M.

Wenn es der nemliche ist, der nach öffentlichen Blättern im Jahre 1817 nach Aegypten reiste, so freue ich mich, daß er glücklich wieder von dort zurück, oder gar nicht hingekommen ist. Sein Januar und Februar (die *Astania* ist eine Monatschrift) ließen es mir zweifelhaft, ob er für die Ewigkeit etwas Tüchtiges liefern würde: denn es waren da Aufsätze von Büsching und Grimm, Gedichte von Iffendorus Orientalis und Gebauer, und überhaupt solche Dinge darinnen, die wirklich die Zeit vertreiben, und zum Theil noch obendrein nützlich. Aber das dritte Stück, der März, liefert ein Gedicht nach dem Altdeutschen, welches „die Klagen der Jungfrau Maria“ heißt, und „der stillen Freitagswochte gewidmet“ ist, daher ich es denn auch eben heute, am 31. März, gelesen habe. Es reicht von S. 189 bis S. 223. und ist durchweg eben so schön, wie der Anfang:

Ich saß alleine an einem Tage
 Und gedachte an die große Klage,
 An die Qualen und an das Leid,
 Und an die schwere Bitterkeit
 Die Mariens Herzen empfing,
 Da Gott an dem Kreuze hing.

Alsdann folgt eine Streitschrift von Herrn Mone zu Heidelberg gegen Herrn Haumann, die ist derb, sag' ich Ihnen, und wer das Niebelungenlied, welches Herr Mone vertheidiget, nicht über den Homer, Virgil u. hinauffsetzt, der hat es mit Herrn Mone zu thun. Unter andern sagt er einmal S. 231.: „Diese Aeußerung (es kann Ihnen gleichviel seyn, welche) ist eben so unrichtig als lächerlich, denn daraus ergeben sich widersinnige Folgerungen, als: ein altes Wort, von dem in der jetzigen Sprache keine Spur mehr, (das nicht mehr im hochteutschen Gewänschgangbar) ist kein teutsches Wort, sondern hat eine fremde Wurzel.“ Die unterstrichene Parenthese ist nicht von mir (dem verewigten

Parenthesenmacher), sondern von Herrn Mone selbst, aber ich bin ganz seiner Meinung, daß die jetzige deutsche Sprache nichts als Gewäch ist. Ich ärgere mich, daß ich auf Erden in diesem Gewäch geschrieben, und das Altdeutsche ziemlich verabsäumt habe, es genirt mich hier in der Ewigkeit gar sehr, weil ich die vielen hier sesshaften Altdeutschen nicht gut verstehe. Schon aus diesem Grunde allein tret' ich mit Herrn Mone wider Herrn Haumann auf, der das Niebelungenlied nicht als Schulbuch eingeführt wissen will. Ihr Neudeutschen könnt nicht früh genug Altdeutsch lernen, wenn ihr hier im Tenare mit euren Vorfahren euch verständigen wollt. Zu welchem andern Behufe lernt ihr denn Griechisch und Latein, als um nach eurem Tode mit Plato und Seneca, Pindar und Horaz discouriren zu können? Wollt ihr denn nicht auch mit dem Autor des Niebelungenliedes und dergleichen Leuten sprechen? Gerade von

diesem werdet ihr weit besser erfahren, wie es zu ihrer Zeit in Deutschland gewesen ist, als eure altdeutschhümlischen Professoren es euch sagen können. Im gedachten Märzhefte fängt die Astania auch an, Recensionen zu liefern. Ganz für die Ewigkeit, so wahr ich todt bin! Der Herausgeber, Herr Wilhelm Müller, ist für die gründliche Kritik. Er schreibt also: „der Leichtsinns und die Ungründlichkeit, mit der, besonders seit dem Anfange des Jahrhunderts, die kritischen Gerichtshöfe der Deutschen ihr ehrwürdiges Amt zu verwalten angefangen haben, und das Schwankende in unserer literarischen Republik, die schon vor der Periode weder in Grundsätzen, noch in Personen einen Mittelpunkt der Ruhe und Entscheidung finden konnte, hat die Zeitschriften, die nur gefällige Unterhaltung zu gewähren versprechen, so kühn gemacht, sich dann und wann auch einmal richterlich über die literarischen Erscheinungen des Tages vernehmen zu lassen. Zu-

nächst wurde freilich nur die schönwissenschaftliche Literatur der Mode, und allenfalls was sich aus dem Kreise der strengeren Wissenschaften durch kleineres Format und feine Neußerlichkeit der eleganten Welt empfahl, vor diesen Stuhl geladen. Aber die Zahl der unterhaltenden (?) Zeitschriften wuchs von Messe zu Messe, und das große Publikum schritt in polyhistorischer Bildung immer weiter und weiter; die neueste Zeit endlich zog durch ihre religiösen und politischen Regungen viele Zweige eigentlicher Fakultätswissenschaften in den Gesichtskreis der lesenden Menge, und somit durften diese Zeitschriften, wenn sie nicht als zurückgebliebene untergehen wollten, nicht anstehen, sich kritisch über Dogmatik, Staatswirthschaft, Gesetzgebung, Magnetismus, altdeutsche Literatur und Sprache u. s. w. hören zu lassen. Dieser pseudogelehrte Auswuchs der unterhaltenden Zeitschriften fand in dem Bedürfnisse der Menge eine so üppige Nahrung,

daß er sich in den letzten Jahren als eigenes selbstständiges Gewächs organisiren konnte, ich meine als Literarisches Wochenblatt, das die kritische Frivolität am besten repräsentirt. Mit diesem Ausspruch soll den Manen des Herausgebers nicht zu nahe getreten werden; er war die Kreatur eines schlechten Zeitgeistes, und hat diesem nie widersprechen und gebieten wollen; er sprach dessen Bedürfnisse aus, und gab ihm, was er forderte. So fällt auch der größte Theil des Unheils, das er durch sein Schriftstellerthum angerichtet hat, der Verkehrtheit und dem Leichtsinne des Zeitalters anheim, daß sich diesen Götzen erschuf und ihm für seine Rücksicht und Schmeichelei Weihrauch spendete. So sehen wir ja auch, daß die genannte Zeitschrift nicht verschüchtert durch das blutige Schicksal ihres Urhebers, wohlgemuth forturtheilt und fortspottet, nur mit weniger Wig. —

Das ist ein Kompliment für mich, und

das Unheil, das ich durch mein Schriftstellerthum angerichtet, wird meist dem Publikum in die Schuhe geschoben, kann mir also auch nicht sonderlich zugerechnet werden. Ich muß daher diesen Herrn Wilhelm Müller loben, um so mehr, da er auch meinem Spötter, dem *ci-devant* Confiturier der Eleganten, Eins auf die Haube giebt. Er spricht S. 275 von dem unausstehlichen literarischen Geklatsch und Gebell in den Unterhaltungsblättern, vergleicht es mit dem Schimpfen des betrunkenen Wobels aus den Kellerhälsen heraus auf den ruhig vorübergehenden Bürger, und lobt es an der Leipziger Censur, daß sie den Confiturier (denn den meint er doch unter dem „gefürchteten Kritiker“) aus der Eleganten vertrieben hat, wenn es nur, meint er, nicht um kollegialischer Verhältnisse willen geschehen wäre. Gleichviel! genug er ist fort, und Herr W. Müller hat nicht mehr zu besorgen, daß er gegen ihn frevle, wie er in dem 7ten Aufsatze

der Lesefrüchte gethan hat, wo er unter der
Etikette Wasser das eingemachte Räthsel
auftischte:

Müllerlieb? Das heißt doch unfehlbar: Lieder für
Müller,

Und das wiederum heißt: Wasser auf's Mühl-
rad: Journal.

Kenne mir, bist du belesen, geselliger Leser, das
Mühlrad,

Welches jetzt solches Gefäll oberflächlich bewegt.

Die elegante Welt konnte gar nicht verfehlen,
sogleich auf den Berliner Gesellschafter zu ra-
then, auf dieses Journal für die Ewigkeit, in
welchem damals (1817 oder 1818) Lieder ei-
nes Müllerburschen von Herrn W. Müller ge-
druckt waren. Es freut mich, daß Herr W.
Müller dieses Epigramm nicht vergessen hat:
denn wofür hab' ich in meinem Drama, das
Epigramm, den schönen, christlich morali-
schem Gedanken ausgeführt, daß man alles in
der Welt eher verzeihen kann, als ein kriti-
sches Epigramm? Er (der Confiturier) hat

Stor! dann kann ich's Ihnen nicht verdienen. Eine scharfe Censur ist zwar viel werth in eurer Welt, das weiß ich; aber für einen Buchhändler sind 320,000 Thlr. baares Geld doch viel besser. Wenn er seine Steuern und Gaben giebt; so kann er von diesem Manuscripte so viel Ausgaben machen, als der Inhalt verträgt, ohne daß ihm die Censur etwas daran streichen darf: denn Geld auszugeben, darin war zu meiner Zeit auf Erden niemand beschränkt, der welches hatte, außer die Unmündigen und ihres Gleichen; und dabei wird man es ja wohl gelassen haben. Also gebrauchen Sie Ihre 320,000 Thlr. gesund, und lassen Sie das literarische Wochenblatt laufen, so weit es kommen kann.

Rogebue.

VI.

Rogebue an den Herausgeber des literarischen Merkur in Dresden.

Tenare, am 18. Octbr. 1820.

Sie werden doch nicht erschrecken, hochzuverehrender Herr Herausgeber, wenn Ihnen etwas Mystisches begegnet? wenn Sie einen Brief von einem erstochenen Staatsrath bekommen? Sie sollen gleich hören, warum ich ihn schreibe; ich will nur vorher Ihre Leser (denn drucken lassen Sie ihn doch gewiß) versichern, daß ich, der ich ihn schreibe, wirklich der erstochene Staatsrath von Rogebue bin. Das wird nöthig seyn, denn obchon es in allen französischen Wörterbüchern steht, daß Tenare, woher ich jetzt zu datiren pflege, den Tartarus bedeutet, so könnte doch wohl mancher Leser glauben, es sey irgend eine wenig bekannte Insel im stillen Meere, und ich sey

einer meiner Söhne, der eben auf einer Reise um die Welt daselbst vor Anker läge, und nach Europa schriebe. Nein, ich bin wirklich — ich (es ist seltsam, daß man auch hier in Tenare das Ding nicht deutlicher ausdrücken kann), und ich schreibe jetzt nicht aus einem Welttheil in den andern, sondern aus der andern Welt in die erste. Doch was will ich denn? Ich thue es ja nicht zum erstenmale, und Ihre Leser werden es daher ganz in der Ordnung finden. Seit dem 1. Januar 1820 hab' ich fünfmal an den Verleger meines ehemaligen literarischen Wochenblattes, den Herrn Wilhelm Hoffmann in Weimar, geschrieben; fünfmal hat er es auch in diesem zu seiner Zeit berühmten Wochenblatte drucken lassen, und ich hätt' ihm wenigstens noch zehnmal in diesem mystischen Schaltjahre geschrieben: aber was macht er mir in der Ostermesse für ein verfluchtes Stückchen? Er verkauft den Titel meines Wochenblattes an meinen Erzfeind,

den Herrn Brodthaus in Leipzig, der nun dasselbe, wenn ich nicht irre, unter dem Locktitel herausgiebt: „Begründet durch A. v. Kosgebue.“ Begründet? den Henker hab' ich begründet, aber sein literarisches Wochenblatt nicht! Ich habe zwar weiter nichts davon gelesen, als daß es bald nach seiner Erscheinung in Preußen verboten worden ist; aber eben aus diesem Verbote schon schließ' ich, daß es mit dem meinigen gar keine Aehnlichkeit hat, und daß ich, wenn ich meine Korrespondenz nach der Erde fortsetzen will, unmöglich an diesen neuen Redacteur schreiben kann, welcher nach meinem Tode meinen Namen auf seinen Titel setzt, nachdem er bei meinem Leben in seinem Konversationslexikon hat drucken lassen, daß meine Schriften größtentheils vergessen wären.

Aber an welchen sonst schreibst du nun? hab' ich gedacht. An einen Andern? Wer steht dir dafür, daß es der Andere nicht eben

so macht, wie der erste, nemlich der Herr Hoffmann? Laß' uns, hab' ich gedacht, lieber an einen zweiten, dritten, vierten, fünften u. s. w. schreiben, je nachdem uns der ober jener gefällt. Jetzt gefallen Sie mir, mein werther Herr Philippi. Sie sind ehrlich mit mir umgegangen; Sie hätten Ihr Blatt eben so gut „Literarisches Wochenblatt“ nennen und quovis modo die Leute bereben können, es sey ein Abkömmling meines literarischen Wochenblattes. Aber Sie haben solche Labackskrämerspeculation verschmäht, haben es ~~den~~ „literarischer Merkur“ genannt, und so will ich mich denn zu Ihrem Korrespondenten aus der andern Welt offeriren *). Das

*) Ist mir willkommen, doch muß ich bitten, Ihren allzuvernehmlichen Höllenbaß nur dann in den beliebten Kontratönen erklingen zu lassen, wenn Sie Recht zu eifern haben. Haben Sie das aber immer? Mein Verleger ist ohnedies gar nicht erfreut über diese neue Korrespondenz, das können

muß Ihnen lieb seyn; denn mit dem Datum meiner Briefe überbieten Sie alle anderen Morgen-, Abend- und elegante Blätter. Was haben diese für Briefdata? Aus Florenz, aus Rom, aus Asien, aus Afrika, aus der arabischen Wüste, wenn's hoch kommt; und das alles am Ende nicht aus Briefen, sondern aus fremden Journalen und Reisebeschreibungen herausgedruckt. Aber — aus Tenare, gar nicht von der Erde, aus der andern Welt!

Sie schon aus seinen Aeußerungen gegen mich abnehmen: „das literarische Wochenblatt sey gehaltreicher und verbreiteter als das meine; ich solle nicht unnütze Händel anfangen, die ihm nichts als Kergerniß brächten, und dergleichen mehr.“ Reden mag er so viel ihm beliebt, aber ich mache doch, was ich will. Schreiben Sie nur zu! Uebrigens tadeln Sie ja gar nicht das literarische Wochenblatt, wie er irrig meint, sondern nur dessen Ihnen fremde Tendenz, ob Sie gleich (unter uns gesagt) auf die Ihrige sich eben auch nicht viel zu Gute thun dürfen. Aber was geht das mich an? —

Philippi.

Wenn das nicht lockt, der muß gar nicht wissen, was es mit dem Weiterseyn für eine Bewandniß hat. Nun, er soll es bald merken, an den interessanten Dingen, die ich jetzt berichten will.

Sand ist hier angekommen. Er hatte den Kopf unter dem Arm, als er durch das Erd-Thor von Tenare einpaffirte. Irdische Thorschreiber würden vor Schreck davon gelaufen seyn, oder den Kopf für ein zu visitirendes des Studentenfelleisen gehalten haben: aber hier ist so was ganz gewöhnlich, es kommen täglich Leute mit dem Kopf unter dem Arm an, ohne daß jemand nachsieht, ob Umtriebe darin stecken. Man sagt ihnen bloß unter dem Thor, daß die irdische Justiz hier weiter nicht respektirt wird, und daß, wenn ihnen schon durch deren heilige Hand die Köpfe abgenommen worden, es ihnen doch ganz unbenommen ist, sie wieder aufzusetzen. Das thun sie denn auch in der Regel, und es kommt ih-

nen gewöhnlich vor, als ob der wiederaufgesetzte Kopf ein ganz anderer wäre, in dem ganz andere Gedanken stecken. Sand war kaum angekommen, so ließ er sich bei mir anmelden. Ich glaubte Anfangs, er hätte noch die irdischen Gedanken im Kopfe, und wollte mich noch einmal erstechen, welches mir sehr lächerlich vorkam. Aber nein! Er grüßte freundlich wie ein Fouquéscher Ritter, und bat mich um Verzeihung, wegen des Erstechens. 'Hat nichts zu sagen, sagt' ich; aber: „Viel hat's zu sagen,“ erwiderte er, und wollte mir nun alle die thörichten Dinge erzählen, welche von dieser That die Folgen gewesen wären. Ich unterbrach ihn, führte ihn an mein Fenster, und zeigte ihm mit dem Finger die Richtung Erdwärts an, welche hier eine Species der Kategorie Niederwärts ist. Er erkannte sogleich die Erde, wunderte sich aber sehr, daß er sogar durch ein sehr gutes Londoner Fernrohr nichts darauf erkennen

konnte. Endlich merkte er, daß das darum nicht möglich war, weil sie sich mit unerhörter Geschwindigkeit drehte, und mit noch größerer fortrollte. „Umtriebe, mein bester Herr Sand,“ sagt’ ich, „weiter nichts! So geht’s in dem ganzen Weltraume da unten zu, und so auch in den Köpfen der Menschen. Man muß das nur nicht aufhalten wollen, besonders nicht mit Dolchen,“ und was ich ihm denn dergleichen mehr sagte — hier aber weglasse, weil mein Brief auf Erden censirt werden muß. Darauf sagte er mir, „man muß es auch nicht mit Wochenblättern aufhalten wollen, und noch weniger damit rascher umtreiben.“ Das hatt’ ich über ein Jahr früher, als er, eingesehen, und so waren wir einig. Da er sich nun überzeugt hatte, daß man von hier aus, wegen der schnellen Umtriebe, nichts auf der Erde mit Augen sehen kann; so abonnierte er sich gleich auf die irdischen Journale, die ich halte, um zu erfahren, was

dort passirt. Ich gab ihm gleich das Oppositionsblatt in die Hand, worinnen steht, daß seine Akten zwar gedruckt, aber mit Beschlag belegt sind. „Begreiflich,“ sagt' er, „ich werde mich wohl mitunter ein wenig stark ausgedrückt haben; indessen verschwiegen bleibt es doch nicht. Man könnt' es immer lesen lassen, es ist am Ende doch nichts, als ein Bißchen politische Poesie.“

Das ist ein ganz neues Kapitel für eure irdische Aesthetik. Der Name gefällt mir, er paßt unter andern auch auf den Inhalt eines neuen Buchs, welches ich eben gelesen habe: das von de Pradt über die neueste Revolution in Spanien. Zwar hat mein obgedachter Erzfeind eine Uebersetzung davon herausgegeben, und noch dazu eine, die keiner der gewöhnlichen erbärmlichen Lohnskribenten, sondern ein tüchtiger Stylist gemacht haben muß; daher ließe sich voraussetzen, daß alle Ihre Leser das Buch schon kennen; es wird aber

doch wohl nicht ganz überlei seyn, wenn ich etwas aus dem Werke referire. Das Beste darin sind unstreitig die sieben Resultate der gedachten Revolution. Sieben! wie mystisch! Freilich sollte eine Staatsumwälzung eigentlich nur ein Resultat haben, nemlich Glückseligkeit des Volks; denn dafür, wenn man den Proklamationen der siegenden Parthei glaubt, werden ja alle Revolutionen gemacht. Aber wie leicht werden sieben daraus! Die be Pradt'schen sieben werden nun freilich alle in's Schöne gemalt, und lesen sich daher recht schön. Aber sie sind es noch nicht alle. „Dem Meere gleich, das an alle Küsten schlägt, und in langen Krümmungen sie bespült, wird der Strom der spanischen Revolution überall sich verbergen (nur nicht etwa wie der von der französischen, materialitor, Soldaten, Requisitionen, Einquartierungen u. s. w.), auf die gesellschaftlichen wie auf die politischen Verhältnisse einwirken, auf Asien wie auf Eu-

ropa, auf Amerika wie auf Asien.“ Sehn Sie, das nenn’ ich doch politische Weitsichtigkeit! Mich wundert, daß Herr de Pradt nicht auch den Mond in seinen Calcul gezogen hat; vermuthlich weiß er nicht, was ich im Vorbeifahren mit Augen gesehen habe, daß er von einer Art von Menschen bewohnt ist, die zu Staatsumwälzungen eben so geneigt sind, wie ihr Wohnplatz zu Erdbeben oder besser Mondbeben. „Was ist in Spanien zu thun?“ fragt Herr de Pradt in seinem letzten Kapitel? Daraus sieht man deutlich, daß der Mann nicht bogenweise honorirt wird, denn warum hätte er sonst nicht noch ein Kapitel über dasjenige geschrieben, was außer Spanien zu thun ist? z. B. in Afrika, damit der Strom der spanischen Revolution um so eher die Neger weiß wasche, und die Raubstaaten konstitutionell mache!

Da ich einmal wieder in mein Wochenblattswesen gerathen bin, in das Bücher-

anzeigen, so will ich doch auch noch eines ganz neuen Büchleins von J. G. Lindner gedenken: „Ganz besonderer und merkwürdiger Brief an die Herren — Herren Hohen unbekanntem Obern Gold- und Rosenkreuzer alten Systems in Deutschland und andern Ländern.“ Der Verfasser bietet hier den unbekanntem Obern ein Manuskript: Schlüssel der wahren Weisheit, zum Verkauf an. Er bemerkt unter andern von dem Inhalt: „Im 22. Kap. kommt das Bazdorfsche Particular vor; desgleichen wird auch daselbst des kleinen Bauers gedacht.“ Schließlich giebt er die zwei Vorreden zum Besten, und Leser, die etwas von der Sache verstehen, werden gleich aus dem Anfange der ersten abnehmen, daß es Vorreden zum Schlüssel der wahren Weisheit sind. „Was ist wohl einem ein Schloß nütze, so er keinen wahren Schlüssel dazu in Händen hat? Entweder er muß dasselbe mit einem fremden Schlüssel öffnen (verstehet sich, wenn er paßt)

oder mit Gewalt zerschmeißen, da denn das Schloß zu Grunde geht." Nun, so ein Schloß wird wohl das ganze Büchlein (es ist nur ein Bogen) für die meisten Leser seyn, und ich bin nicht gesonnen, ihnen meinen Schlüssel zum Aufschließen zu leihen: denn was wäre denn alles Mystische und Geheime auf Erden, wenn ich, dem kein unbekannter Oberer mehr was anhaben kann, es im literarischen Merkur beschriebe? das Bazdorfsche Particular abdrucken und den kleinen Bauer in Holz schneiden ließe? *Manum de tabula.*

Ein anderes mystisches Büchlein, welches in Tenare angekommen, heißt: „Geistliche Sprüche aus dem cherubinischen Wandersmann des Angelus Silesius, Berlin bei Dümmler, 1820.“ Der Herausgeber nennt seinen schlesischen Engel einen würdigen Genossen von Tauleer und Novalis. Das Buch ist über ein Jahrhundert lang blos im stillen Besitz der Frommen gewesen, und wie viel das Pu-

blikum dadurch eingebüßt hat, beweise. folgender Auszug aus dem hier (von Herrn Barnhage von Ense) veranstalteten Auszuge:

Nro. 9. Gott ist so viel an mir, als mir an ihm
gelegen;

Sein Wesen helf' ich ihm, wie er das
meine hegen.

Nro. 21. Ist meine Seele im Leib', und gleich durch
alle Glieder,

So sag' ich recht und wohl, der Leib ist
in ihr wieder.

Nro. 126. Ich bin ein Berg in Gott, und muß
mich selber steigen,

Daferne Gott mir soll sein liebes Antlitz
zeigen.

Nro. 130. Nichts ist, als ich und du: und wenn
wir zwei nicht seyn,

So ist Gott nicht mehr Gott, und fällt
der Himmel ein.

Viele irdische Leser werden das für Unsinn halten, aber das macht, weil sie keinen Sinn dafür haben. Hier in Tenare versteht das jedes Kind, besonders Nro. 21. Wenn die Seele im Leibe ist, so ist auch umgekehrt der Leib in der Seele. Natürlich! Woher nähme

denn die Seele eines Mystikers ihre Wollust am Beschauen des Uebersinnlichen, wenn nicht der Leib in der Seele stäke? Oder auf eine andere Manier! Man gieße eine Flasche Wein in eine Flasche Wasser; so ist das Wasser eben so gut im Wein als der Wein im Wasser. Die Schriften frommer Mystiker sind ungefähr eben so zusammengebraut; ich hab' es auf Erden mit meinen Schriften niemals dahin bringen können, obgleich ich mir im Schutzgeist einmal rechte Mühe darum gegeben habe.

Nun, da haben Sie gleich drei Wochenblatts-Recensionen. Ich wollte gern noch eine vierte, von Berners Trauerspiel: Die Mutter der Makkabäer, beifügen; aber — stellen Sie sich vor! — ich verstehe den Prolog nicht, und in ganz Tenare will sich niemand finden, der mir ihn erklärt. Ich werde den Angelus Silesius auffuchen, der versteht ihn gewiß. Leben Sie wohl. Kogebue.

VII.

Kogebung an den Herausgeber des Merkur.

Genare, am 18. Nov. 1820.

Sie, mein lieber Herr Philippi, was haben Sie denn zu meinem vorigen Briefe für eine leberne Note gemacht? Ich meine die lange Seite — ja, da sitz' ich! Ihr Merkur hat keine Seiten *). Nun, ich meine die lange Note in Nro. 86. „Ich soll nur eifern, wenn ich Recht dazu habe?“ Das hab' ich, wenn ich Lust dazu hatte, in meinem Leben nicht untersucht, und werde es auch nach meinem

*) Seiten-Zahlen, lieber Herr! — Seiten hat solch ein belletristisch-artistisch, historisch-politisch, polemisch-literarischer Merkur, dünkt' ich, gerade genug; und ist nicht selbst die Korrespondenz mit einem so unmanierlichen Schatten eine ganz neue, wenn auch eben nicht glänzende Seite meines Blattes?
Phil.

Lode nicht erst anfangen. Dann fragen Sie, ob ich immer Recht habe? Wenn ich recensire, immer! Das liegt im Begriffe des Recensirens. Dafür ist ja ein Recensent ein *judex*, und wenn der Leucopeträer in seinem trocknen Lübinger Literaturblatte gegen die Abendzeitung behauptet hat, das wäre nur figurlich zu verstehen, die Kritik wäre eine Schriftstellerei, wie jede andere u. s. w., so sind das bloße Schwentfeldereien, die wie originelle Ansichten aussehen sollen. Er meint, die Autoren brauchten sich aus der Kritik nicht viel zu machen, sie gelte gerade nicht mehr, als die Bücher. Damit kommt er mir gerade vor, wie die Kroaten im Revolutionskriege, die, wenn ein Bauer zum Fenster heraus guckte, ihn beim Schopfe faßten, und ihm ganz gemächlich den Kopf absäbelten, indem sie dazu sagten: „Halt still, Bäuerl, thut nit weh!“ So ein Kopf passirte dann für den Kopf eines feindlichen Soldaten und wurde mit einem Du-

laten honorirt. Doch wieder auf Ihre leberne Note zu kommen. Das Leder steckt besonders in Ihrer Bescheidenheit, womit Sie Ihren Merkur unter das soi-disant Wochenblatt meines Erzfeindes setzen. „Gehaltreicher? Verbreiteter? Händel? Aergerniß?“ Poffen, bester Herr Philippi. Nach dem Gehalt (an Gelehrsamkeit) fragt man wenig bei solchen Konversationsblättern. Die Verbreitung muß man nicht nach hausbäckigen Anzeigen messen. Die Händel sind es, die ein Blatt am schnellsten verbreiten, das haben Sie ja an meinem gesehen; hätte Herr Sand mich so schlecht getroffen, wie sich, beim Himmel, mein Verleger hätte am Schlusse des nächsten Jahres fragen können, wie theuer das Großherzogthum Weimar zu verkaufen sey: denn alle Welt hätte nun das Blatt gehalten, um welches ich solche blutige Händel gehabt. Lassen Sie sich um den Merkur halb todt stechen, werther Herr Philippi, Sie werden sehn, wie das zieht.

Kergerniß endlich, die muß an einem Redacteur gar nicht haften können, oder er muß ein jahres Blatt herausgeben. Aber das wollen Sie ja nicht; Sie haben ja zu Anfang dieses Jahres gesagt: „Schreibt keine jahnen Blätter.“ Kurz, Ihre Note taugt den Fenster nicht; aber ich bin jetzt liberal, und Sie können daher zu meinen Briefen so viel Noten machen, als Sie wollen, wenn Sie nur den Text unbeschnitten lassen.

Ein Duzend Almanachs für 1821 sind in Lennare angekommen, und ich habe natürlich meinen eigenen, i. e. den von mir angefangenen und „von Mehrern“ fortgesetzten Almanach dramatischer Spiele, zuerst gelesen. Den laß ich für einen fortgesetzten Kogebue passiren; denn da ist doch wenigstens die Tendenz nicht so in ihr direktes Gegentheil verwandelt, wie im liter. Wochenblatte. Er ist mit denselben Lettern gedruckt, hat eben solche wohlfeile Bilder, und wenn ich das erste

Stück, in welchem zu viel Göthefche Idyllik und zu wenig Theaterhandlung steckt, und das letzte ausnehme, worinnen mir die Psychologie zu raffiniert vorkommt; so sind auch die Stücke leichte, Kogebüefche Waare, welche die Liebhaber aufführen können, ohne sich eben den Kopf darüber zu zerbrechen. Der Wunderring ist in recht hübschen Versen *), Brief und Antwort in leichter Prosa, und Ich bin meine Schwester von Costessa geschrieben. Alle drei sind — Dinkelen. Hilft also nichts, daß die Dinkels perfissirt

*) „Hübsche Verse“ „recht hübsche?“ Ei, ei, Herr Rhadamant, wozu wird der literarische Wegweiser der Abendzeitung ausgegeben und noch dazu gratis ausgegeben, wenn nicht, daß ihn jeder Mann lesen soll! — Da schauen Sie nur an, was Kind in Nr. 47. über Ihren allerliebsten Wunderring sagt: „fehlerhafte Anlage, vöthliche Unwahrscheinlichkeit, gezwungene Alexandriner, unerträgliche Stellen, poetische Unkraft &c.“ — und worauf man dort mit Fingern weist, das wagen Sie zu loben? Philippi.

worden sind, sie behalten vor den Vätern ewig den Vorzug, daß man sich mit ihnen nicht zu geniren braucht, wenn man sie anführen will. Das geschieht aber nur in Brief und Antwort, in den beiden andern sind es die Dnkels, welche anführen, der eine einen jungen Ehemann, der andere ein paar Liebhaber. Kurz, der Almanach ist gut, und ich bin capable, selbst einmal ein Stück hinein zu liefern, ein tartarisches.

Wie aus den Wolken bin ich gefallen, als ich unter den Almanachs auch Müllners Albaneserin erblickte. „Taschenbuch für 1821.“ So steht's auf dem Einbände, so wahr ich todt bin! Nun seh' mir mal ein Mensch den Lübinger Literatur-Menschen an! Hat er nicht auf die Taschenbücher gestichelt, die Kupferchen und die Einbände, ja die Futterale sogar, durchgehehelt, und über Kind sich lustig gemacht, der die zierlichen Büchlein, denen das Publikum seine vorzügliche Gunst ge-

schentt, gegen ihn in Schutz genommen hatte? Und nun kommt er selbst mit einer Taschen-Tragödie, so klein, daß man sie, gleich einer Schnupftabacksdose, in die Westentasche stecken kann. Ich habe das wirklich gethan, da ich, in Ermangelung einer leiblichen Nase *), keine wirkliche Dose mehr darinnen führe. Und da das Stück nun einmal berühmt geworden ist, weil noch vor dem Druck desselben ein Herr Sommer in Wien ein ganzes

*) Keine mehr, und auch trotz Ihrer gespenstischen Neelust noch keine neue erhalten? Aber, sagen Sie, um Gotteswillen, womit oder wodurch riechen Sie denn gleich alle frisch aufgetragene Druckerchwärze? — Nun, zu einer neuen Nase kann der Herr schon kommen! (kann selber mit einer unlängst erhaltenen, nicht gar kurzen, aufwarten.) Fangen Sie nur mit dem — Gott sey bei uns — an der Saase an, wenn der die seine in Ihr Sendschreiben steckt, so kann's Ihnen gar nicht fehlen. —

Buch dagegen *), und ein Herr Wähler (nomen et omen habet, der kann niemals Recht haben) ein Büchlein dafür geschrieben hat, der Brochhauschen und Krugischen in-
 v̄isis - Kritiken nicht zu gedenken: so nehm' ich von Zeit zu Zeit eine Prise aus der tragischen Dose, damit die Tenaristen (nicht Tenoristen, die sind hier so rar, wie auf Erden,) doch wenigstens sehn, daß ich sie besitze. Bis jetzt kann ich nicht sagen, daß ich darauf stark geniest hätte, oder daß mir die Augen übergegangen wären. Es scheint mir zu viel Tugendpulver unter den Taback der Leidenschaft gemischt zu seyn, welches allemal den Reiz mindert. Daher hab' ich mich gewundert, in Ihrem Merkur Nro. 85 zu lesen, daß man in Leipzig die Albana und den Enrico heraus

*) Der Verf. war im Irrthum; die gedachte Schrift ist nicht polemischer Natur, sondern eine unbefangene und geistreiche Kritik. M.

gerufen hat; und ich glaube, daß es die Studenten meinem Erzfeind, dem Anti-Albaner, bloß zum Pöffen gethan haben. Ober wie? ist's etwa gar nicht wahr? Sind Sie etwa ein Müllnerianer — oder wie, man in Hamburg sagt: ein Müllnerscher? Herr Philippi, Herr Philippi! nehmen Sie sich in Acht. Machen Sie mir nicht etwa zu obigem Schnupftaback's-Wiß eine leberne Note *), wie die vorige, um den Autor zu beschwichtigen. Es hilft Ihnen bei dem wahrlich nichts; der ist viel schlimmer, als mein Erzfeind; er vergiebt den Herausgebern der Journale keinen Tadel, ob sie ihn auch in Anmerkungen niederschlägen: ja, was sag' ich Herausgebern? er verfolgt die Verleger, die Setzer, die Drucker, die Farbenkocher! selbst der Papiermacher ist nicht sicher, wenn er unter einer tadelnden

*) Behüte der Himmel! Wer möchte auch solchem Texte Note n unterlegen?

Kritik das Zeichen der Papiermühle erkennt. Hier hilft nichts, als: Drauf! Drauf! wir müssen ihn unterkriegen, eh' wird keine Ruhe in der literarischen Welt.

Gedärgert hab' ich mich deshalb auch tüchtig über die 1821er Urania, weil sie vor dem Lübinger Korsaren vel quasi die Segel gestrichen hat. Sie werden wissen, wie er sie im Literaturblatte wegen des am Bord befindlichen Preisgerichts angriff, und verlangte: „das Preisgericht solle nicht ferner die verworfenen Arbeiten kritisiren.“ Das feige Preisgericht giebt in der Einleitung nach! Er verlangte: „der Verleger solle bessere Preise aussetzen.“ Akfordirt! Mein Erzfeind hat 18 Friedrichsd'or (und sie stehen jetzt gewiß hoch, da die Zeugen im englischen Prozesse alle in Gold bezahlt worden) mehr, als vorher, auf das Spiel gesetzt. Wozu denn das? Wer da konkourirt, thut's um der Ehre willen. Uebrigens ist dießmal das große Loos wieder nicht

heraufgekõmmen, Agnese Franz aber hat das Accessit gewonnen mit ihrem „Sonnenhold“. Kalkreuths Gräfin Brahe hat mir am besten gefallen; wäre das in Stanzas gebracht worden, so hätte dem Verfasser der erste Preis zu Theil werden müssen. Aber ich gäbe was drum, wenn ich erfahren könnte, was der Pariser Zeichenkünstler für den Kaliban aus Shakespeare's Sturm bekommen hat, der da in Kupfer prangt. Das ist ein sündlicher Kaliban! Ein schwindfächtiger Franzos in ein Betttuch gewickelt. Der Parisien ist nach allen Rechten verbunden, den Preis dieser Subelei wieder herauszugeben, das wird Theodor Hell, der darüber in seinem Wegweiser geschwiegen hat, eingestehen müssen in dreifacher Qualität: als Jurist, als Kunstkenner, und als Recensent. Er ist aber als letztgedachter leider zahm.

Desto wilder ist der alte Boss. Ei, wie geht der in seiner „Bestätigung der Stollber-

gischen Umtriebe" (Stuttgart bei Metzler 1820, nagelneu,) den Proselytenmachern, den hominibus papaeis, den Ritterbündnern, den Aristokraten, den Obscuranten, den Rosenkreuzern zu Leibe! Hören Sie einmal an! „Einigen des unsichtbaren Vereins mochte das Mönch=Ritterthum, sammt den Pilgerschaften nach Rom, nur eine hochpoetische Aufgabe seyn, ein erhebender Schwung aus der Prosa des gemeinen Lebens, ein Thema für ihr Waldhorn, wie W. Schlegel es schön ausdrückt: zu begeisternden Anregungen der Wildniß. Andere pilgerten in tollem Ernste fort: Ritter Rostorf voran, dann der aus göttlicher Grobheit fromm verfeinerte Urheber der sinnvollen Lucinde, Friedrich Schlegel, vom Papst mit dem goldnen Sporne belohnt, und der Geweihte der Kraft, Zacharias Werner in der Kapuzinerkutte." Nun, da sieht doch die Welt, daß ich nicht allein auf Werner losschlage. Auf eben der Seite (117.)

spricht er auch von „dem romantischen Politiker Adam Müller, der nicht viel heller als sein Namensvetter, unser nur von Vornehmen geachteter Prophet, in die Zukunft blickt.“ Von Ludwig Tieck spricht er pisque pendre (114), u. a. auch, daß er einmal dessen angemeldeten Besuch in Heidelberg verboten habe, weil er ihn für einen hominem papaeum hält. Das gefällt mir nicht; ich weiß mir nichts heraus zu nehmen, als daß da einmal Tieck höflicher gewesen ist, als Wos. Auch Fouqué bekommt wegen der Zuneigung des Theodor an die beiden Stollbergischen Glaubenshelden S. 118. seinen tüchtigen Klaps. Ich sehe nur nicht, warum er Müllner'n ungetrumpft läßt, der doch auch ein Mystiker ist *). Vermuthlich wegen der Ferta, die

*) Ei nun, so gar mystisch, dächt' ich, wär' der eben nicht; man hat Exempel, daß er ein sehr verständliches Deutsch gesprochen, und das scheinen die Herren Mystiker (wie der Augsburg'sche Herr

nicht leiden will, daß Hugo vom Protestantismus abfalle, was Boß nun auch einmal nicht leiden kann. Wird sich wundern, wenn er nach Tenare kommt! Es fragt hier keine Seele nach so etwas, und selbst Stollberg geht meistens mit Heiden spazieren, welche lateinisch oder griechisch sprechen. Ich hab' ihm, (Sie wissen, daß ich so etwas nicht lassen kann) Boß's Buch zugeschickt, und mich erboten, wenn er etwa selbst darauf repliciren wollte, die Gegenschrift nach der Erde zu befördern. Er ließ ergebenst danken; es wäre nicht nöthig, er würde schon die Ehre haben, sich mit dem Herrn Professor Boß mündlich zu verständigen. Sie sehen, eine gewisse Artigkeit behalten die Grafen auch hier.

Generalvikar das Wort wegen der Abstammung von Mist (schreibt) nicht zu kennen, wenigstens verstehe ich selber das Behtemal nichts von dem wunderbaren Rothweisch ihrer frommen Liederseszer.

Phil.

Ein Qui pro quo ist mir mit dem Morgenblatte passirt. Ich blättere darin, und stoße auf folgende Stelle: „Wir sind in die schändlichen Zeiten verfallen, wo Weiber über Männer herrschen, wo sie die Toilette zu einem Richterstuhle machen, vor dem sich Riesengeister beugen müssen. (Wer heißt's ihnen denn? dacht' ich). Daher der Klageolettenton unserer Dichter, daher ihr kleiner, stumpfer Sinn, daher die Zwerggeschöpfe ihrer Imagination u. s. f. doch ich ereifere mich vergeblich, das Kolossenbild deutscher Größe liegt zu Boden, und Weiber und Jungfernknechte trippeln auf seinem gigantischen Rücken.“ Wetter, denk' ich, wer hat denn die Courage, so auf die jetzige irdische Modepoesie loszugehen. Ich sehe nach (nemlich in Nro. 259) und siehe, es ist ein Brief von Schubart an Klein, de dato den 7. December 1787.

Noch Ein's! Sie sticheln in Ihrem Nekrolog, Nro. 87., bei Gelegenheit des Todes

vom Fürsten Schwarzenberg, auf die dramatischen Kalendermacher. Meinen Sie mich? wegen meines dramatischen Almanachs? Da ist nichts Februarisches drinn. Aber das Kalenderspiel bei diesem Todesfall ist noch viel poetischer, als Sie glauben. Daß dieser Held gerade 7 Jahre später, im tiefsten Frieden, in derselben Stadt starb, wo er 7 Jahre früher im Kriegsfeuer leben blieb und als Sieger einzog — das will nichts sagen. Aber er ist ja auch in demselben Zimmer verschieden, wo er vor 7 Jahren einem edlen, gerechten, treuen Könige sein unglückliches Geschick verkündigte; und an dem nemlichen Jahrestage, wo seine Truppen diesen ehrwürdigen König aus der Stadt in die Gefangenschaft führten, haben die Soldaten dieses Königs ihn, den todten Krieger, ehrend aus der Stadt in die ewige Freiheit escortirt. Da ist so etwas von Wernerschem Fatum datinnen, von Nemesis, wenn Sie wollen; aber diese Nemesis gefällt mir

besser, als die Jenaische; sie vergilt königlich, großmüthig. Da kann kein Antifatalist etwas dagegen haben.

Rogebue.

VIII.

Rogebue an den Herausgeber des Merkur.

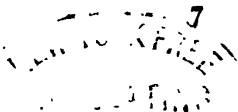
Jenare, am 24. Dec. 1820.

Ich will Ihnen doch etwas zum heiligen Christ bescheeren, werther Herr Philippi. Was? Sie halten es schon in der Hand; es ist dieser Brief, welcher Sie unbändig lobt.

Ja, Sie sind ein Redacteur comme il faut. Ihre Noten zu meinem Novemberbriefe in Nro. 97 u. 98. — die sind nicht ledern; auch sind sie nicht trocken, wie die im Lübingischen Literaturblatte. Der Wis darinnen wegen der „Seiten“ Ihres Merkurs, ist als

lerliebft. Aber noch beffet ist der, welchen Sie durch die Wahl des Motto (zu Nro. 97.) aus der Albaneferin gemacht haben. Ich hatt' Ihnen erzählt, daß ich diese Taschentragödie als Schnupftabackdose in der Tasche trüge, und von Zeit zu Zeit eine Prife daraus nähme, um zu zeigen, daß ich sie heße. Gleich ziehen Sie diese Dose auch heraus, und präsen- tiren mir eine Prife! Da liegt viel Feinheit darin, obwohl der Taback eben kein caldero- nisch poetischer Spaniol ist. Doch das Mei- sterstück von Feinheit haben Sie am Schluffe gemacht durch das Streichen einer Stelle meines Briefes. Sie haben so geschickt gestri- chen, daß die Stelle weg ist, und daß dennoch jedermann sie versteht, der das Thomä'sche Haus in Leipzig kennt.

Was Ihre Note wegen des Wunder- ringes in meinem fortgesetzten Almanach dramatischer Spiele betrifft, so ist es mir an- genehm gewesen, durch dieselbe zu erfahren,



daß Kind (der Hofrath) diesen Almanach im unentgeltlichen Wegweiser recensirt hat. Ich will mich gleich revanchiren, an seinem fortgesetzten Beckerschen Taschenbuche zum geselligen Vergnügen. Auf keines von allen Taschenbüchern bin ich, seit meinem Tode, so begierig gewesen, als auf dieses, und keines hat mich so unterhalten, wie dieses. Wissen Sie, womit? Einzig und allein mit dem Räthselalphabet (im vorigen Jahrg.) und mit dessen Auflösung (in diesem Jahrg.). Viele Räthsel hab' ich zwar gleich errathen, z. B. den Becher im B., den Cupido im C., den Dom im D., den Fischer im F., den Glauben im G., den Papagei im P., die Trophäen am T. u. a. m. Aber wer wäre wohl darauf gefallen, daß der Seiltänzer am A., einen Anhang und die Musikanten im E. das Ergötzen bedeuten? Wer konnte errathen, daß die beiden Leute, welche die Brücke im H. passiren, heim gehen? daß die Jugend des Dichters (mit Ei-

nem Flügel) auf dem J. sitzt? und daß das Nest im K., nach welchem die kluge Schlange sich empor reckt, ein Laubennest ist? Ich hätte alles auf Kukuk's Nest gewettet. Der Amor, der im M. den Schmetterling fangen will, war mir unerklärlich; wer konnte ihm ansehen, daß er eben ruft: „Der Meinige nun!“ Er hat ihn ja noch nicht. Den Knaben, der nach einem Apfel am N. hinaufklettert, hatt' ich mir durch Näscher aufgelöst; aber er bedeutet Nahrung; und nimmermehr hatt' ich in dem Blumenkorbe im Q., der nichts als eine Rose und eine Tulpe enthält, auf ein Quodlibet gerathen. Der herzförmige Bleiwurf am Faden im R. schien mir ein Nichtblei; aber er bedeutet Ruhe, und in der That hängt er auf dem Papier ganz still. Das Herz in dem V., nach welchem Amor schießt, ist vacant, wer sah' ihm das an? Doch am allermeisten hab' ich mir den Kopf an der Windmühle zerbrochen, wovon

das X. die Flügel macht, und zu welcher ein
Esel das Korn trägt. Und wie überraschend
die Auflösung?

Mahle, poetischer Müller, das Mehl zu den
Xenien feiner.

Grobes das Eselein bringt, schick' es zurücke
damit.

Es ließe sich auf dergleichen Räthselalpha-
bete, insoferne sie dem Musenalmanach einver-
leibt werden, wohl ein Dugend Xenien ma-
chen; wer nur die rechte Windmühle besäße,
das Mehl dazu fein genug zu mahlen. Ja,
man könnte ein Räthselalphabet malen, in
welchem jeder Buchstabe durch ein Epigramm
auf dieses Taschenbuch aufgelöst würde. Man
denke sich z. B. im A. einen Buchladen voll
Abläuferinnen, und löse das Räthsel durch
Absatz. Im B. sey ein Backofen, der Be-
cker liege todt im Sarge, und ein Kind
schiebe das Backwerk hinein. Im P. hingegen
könnte ein Prozeß dargestellt werden um ein

Privilegium, und am T. der Titel des Almanachs hängen, nach welchem zwei Buchhändler greifen *). Der junge Dichter, der hier auf dem J. sitzt, könnte im V. Verse zum geselligen Vergnügen machen, und wenn im E. Einer zu Schlafenden spräche, so könnte das Wort Erzählung den Schlüssel zum Räthsel abgeben. Im M. könnte die Muse die Gedichte empfangen, welche im Almanach keinen Raum finden (s. den Vorbericht S. X.) und im H. eine Harfe mit zersprungenen Saiten liegen **). Auch könnte im K. ein

*) Anspielung auf den Rechtsstreit, welcher entstand, als F. Kind von der Gleditschischen Buchhandlung sich trennte, und den Almanach bei Böschens herausgab.

***) F. Kind, der früher die Harfe herausgegeben hatte, begann eine Monatschrift: Die Muse, und erklärte, daß Gedichte, die im Almanache nicht Platz fänden, in die Muse aufgenommen werden sollten.

M.

Kritischer Wegweiser angebracht werden. Auf diesen hab' ich es, weil er meinen Almanach getadelt hat, besonders gemünzt, und daher das Distichon zur Auflösung dieses Räthfels gleich selbst gemacht.

Freundlich zeigt er am Markte von Dresden den
 Weg euch nach Dresden,
 O! und aus tiefem Gemüth streckt er den Arm
 aus von Holz.

Uebrigens bleib' ich dabei, daß die Räthfeldichtkunst ein vortreffliches Auskunftsmittel für die Zeitschriftpoeten ist. Ich kann Ihnen dießfalls eine Autorität aus dem neuesten Cotta'schen Almanach des Dames anführen. S. 149. steht ein Dialogue, worinnen ein solcher Poet sagt: rimer est un besoin pour moi. Darauf erfolgt der gute Rath:

Bornez-vous à l'énigme ou bien au logogryphe,
 Mais pour votre repos, n'allez pas au-delà,
 Je vous réponds alors d'un triomphe paisible —
 Moins vous serez intelligible,
 Et plus on vous applaudira.

Aber glauben Sie ja nicht, daß ich von
Kinds geselligem Vergnügen gar nichts geko-
stet habe, als die Räthsel. Herr K. Förster
erzählt S. 219. von einem Zauberbuche:

Drob manch ein herrlich Leben die größte Noth
gewann,
Und manch ein Jungfraunduglein in Thränen ein
sich spann.

Ich bin erstaunt über die poetische In-
dustrie der Deutschen, welche das flüssige Salz
der Thränen zu spinnen weiß. Aber wer
weiß nicht, das sie noch mehr kann? daß sie
ganze Geschichten, Balladen, Romanzen, Dra-
men u. s. w. aus gar nichts spinnt? Bei
Abfassung dieses Decemberbriefes hab' ich es
versucht, ihr dieses Kunststück nachzumachen.

K o g e b u e.

IX.

Rogebue an den Herausgeber des Merkur.

Genare den 21. Jan. 1821.

Nun soll mir Einer noch einmal sagen, daß die Kritik nichts nütze, oder daß mein weiland literarisches Wochenblatt auf Erden nichts genützt habe! Hab' ich nicht darinnen vor drei Jahren Kinds Stück: Van Dyks Landleben, kritisiert? Hab' ich mich nicht darinnen moquirt, daß es prachtvoll (mit lateinischen Lettern) gedruckt, und so schön eingebunden aus Göschens Attelier in die Welt trat? Jetzt ist eine zweite Auflage davon erschienen, die ist mit deutscher Lettern, gerade so ordinär, wie andere deutsche Bücher gedruckt; sie ist auch gar nicht eingebunden, sondern bloß in einen Umschlag hineingehftet, auf welchem Kinds Sonett aus der Abendzeitung Nro. 268. v. J. 1820. abgebildet zu schauen: vorn fahren aus

einer Malerpalette die sieben Farbenstrahlen des Regenbogens heraus über eine siebenfältige Lyra hinweg, und hinten sieht man eine siebenlöchrige Papagenopfeife. Die Kupfer-Umriffe der ersten Auflage sind weggelassen, welches mir viel besser gefällt, als mir diese Umriffe selbst gefallen haben. Statt derselben steht dem Buche ein kleines Buch als Prolog voran, welcher meine vormalige, wochenblätlich kritische Behauptung, „daß der Dichter im Stoffe sich vergriffen habe“ kunstphilosophisch widerlegt. Folglich hat meine Kritik doppelten Nutzen geschafft: einmal eine echt-deutsche (i. e. unelegante) Ausgabe, und sodann eine kunstphilosophische Abhandlung des Doppelkünstlers oder Mal = Dichters Kind. Sie hat mich von meinen irdischen Kunstansichten völlig bekehrt, und ich ärgere mich, daß ich sie nicht 10 Jahre eher gelesen habe, als sie geschrieben worden ist. Sie sollen gleich hören, warum.

Flache Recensenten, unter andern auch der im Tübingischen Literaturblatte von 1819. (ich kann nicht sagen, ob es der jetzige Tübingische Literatur-Mensch gewesen ist: denn der beobachtet die Anonymität so streng, daß man selbst hier in Tenare nicht genau erfahren kann, welche Recensionen er geschrieben oder bestellt hat) kurz flache Recensenten haben bei dem Titel: Malerisches Schauspiel, gefragt: Quid hoc sibi vult? Unser Doppelkünstler giebt hier die Antwort: „Schauspiel für Kenner und Freunde der Malerkunst, gleichwie Göthe's Stella ein Schauspiel für Liebende heißt.“ (S. 16) Dieser Definition, die sonnenklar ist, läßt er nun folgende Division und Subdivision folgen:

a) Gemälde-Schauspiele,

b) Maler-Schauspiele,

α) lebensgeschichtliche } Malerschauspiele.
β) kunstgeschichtliche }

Unter dem Divisionsgliede a begreift er dieje-

nigen, welche dem Beschauer eine Mehrzahl malerischer Gegenstände durch Worte, Dekoration, Kostüm, Gruppierung oder eigentliches Bild, ungezwungen ja mit innerer Nothwendigkeit vor's Auge führen. Das Divisionsglied b definiert er nicht, sondern subdividirt es gleich in die obgedachten Alpha-Spiele, welche Blicke in das Leben eines Malers (nicht auch mehrerer, wie Correggio, wie Brauns Raphael?) thun lassen; und in die Beta-Spiele, welches das Vorzüglichste und Eigenthümlichste einer ganzen Malerschule vergegenwärtigen: Hätt' ich diese Eintheilungsmethode gekannt, als ich noch lebte, wie hätt' ich gegen meine neidischen Recensenten auftreten wollen mit neuen, sinnreichen Eintheilungen. Immer war's ihnen kein echtes Drama, was ich gemacht hatte. Mit dieser Kindischen Divisions-scheere hätt' ich mir schon Bahn schneiden wollen durch ihre Gehege und Wild-Verlappungen; hätt' ihnen jedesmal eine Hauptidee hinstellen wollen comme

il faut. Kinde stellt die artistische Hauptidee seines Van Dyl S. 37. auf der Basis seiner Divisionen also hin: „Darstellung der Niederländischen Kunst im leichten Gegensatz der Italienischen (der Gegensatz scheint mir vielmehr schwer), schöne Wirklichkeit im Gegensatz zum Ideal, Reiz und Fröhlichkeit im Gegensatz mit Schönheit und Geist.“ Und nun geht er zur dramatischen über: „Kampf zwischen irdischer und himmlischer Liebe, zwischen Leidenschaft (Van Dyl) und Liebe (Lentzen) mit Kunstberuf und Pflicht.“ Ganz versteh' ich das zwar nicht; der Kampf zwischen zwei Dingen a und b mit einem dritten c ist mir nicht recht anschaulich. Aber ich sehe doch daraus, wie leicht es ist, die artistische und dramatische Hauptidee eines Stückes den Recensenten unter die Nase zu rücken, welche sie mit all' ihren Brillen nicht finden können. Da ist z. B. mein Schneider Fips oder die gefährliche Nachbar:

schaft: was ist dieses Drama anders, als ein unter die obige Kategorie b gehöriges Kleidermacher-Schauspiel, und zwar ein Vita-Spiel, ein Kunstgeschichtliches. Hier sind zwei Schulen der Kleidermacherkunst, Grobschneiderei, d. h. Rock-, West- und Hosen-Macherei und Putzmacherei. Beide verhalten sich ziemlich, wie die niederländische und die italienische Malerschule; jene verschönert die Wirklichkeit, diese treibt ihre Bildungen in das Reich der Ideale hinein. Beide stehen in meinem Stück in leichtem Gegensatz: nur eine dünne Wand trennt sie, und es ist in dieser noch dazu eine Thüre, die bloß der dumme niederländische Grobschneider nicht zu finden weiß. Endlich lernt er sie durch die Liebe kennen, und die italienische Schule, die Putzmacherin, zieht ihn in ihre Arme. Das ist die künstlerische Hauptidee meines Fips, die dramatische liegt auf der Hand: Kampf zwischen der Leidenschaft (Fips) und der Liebe

(seine Bündel) mit Kunstberuf und Pflicht. Kurz, das Stück ist, wie ich nunmehr klarlich weiß, ein Kunstschauspiel; und alle Recensenten, die es eine niedrige Posse gescholten haben, sind inkompetent gewesen. Kinde sagt: „Ich kann nur solche Richter als kompetent ansehen, welche nicht bloß Dramaturgen, sondern auch mit der Malerei und ihrer Geschichte vertraut, ja mit einer hinlänglichen Zahl von Kunstwerken, wenigstens zum Theil durch eigne Anschauung, bekannt sind.“ So denk ich auch. Wer meinen Fips tabeln will, (loben kann ihn jeder nach Belieben) muß mit der Kleidermacherskunst, mit Schneiderei und Puzmacherei, mit ihrer Geschichte vertraut seyn, er muß eine hinlängliche Anzahl von Kleidern, Hüten, Hauben, Haaraufsätzen kennen und zum Theil selbst angeschaut, ja sogar getragen haben. Aehnliche Verwandtniß hat es auch mit meinem zweiten Schneiderstück: Wer weiß, wozu's gut ist, und von allen Stü-

den kann ich nun eine artistische und eine dramatische Hauptidee entwickeln, gleichviel ob sie drin ist oder nicht. Ars non habet osorem, nisi ignorantem.

Kinds Van Dyl hat bekanntlich bei den waren Freunden der Malerkunst einen Rival an Brauns Raphael Sanzio. Den kritisiert er denn S. 27. bis 31. so, daß er deutlich zeigt, derselbe taue nicht gar viel unter den Malerschauspielen, und gehöre blos unter die Lebensgeschichtlichen. Auch gut! sagt mein Marber in der Brandschätzung. Sobald man sich nennt, schickt sich das alles. „Wenn ein genannter Schriftsteller seine Ansichten mittheilt, so sagt er damit ja wohl nichts anders, als: dieß ist meine Ueberzeugung; Dir, lieber Leser, sey es nun anheim gestellt, ob Du meinem Urtheil, oder dem eines Andern, vielleicht dem eines Ungenannten, mehr Glauben beimessen willst. Das Beste aber ist: Du liesest das Buch selbst, und siehest zu, ob ich die

Wahrheit gesagt habe, und daher Deines Vertrauens werth bin." In dieser Note S. 33. liegt eine wunderbar rührende kritische Gemüthlichkeit; das ist ganz der unentgeltliche Wegweiser, der in meinem Distichon (Nro. 1 des Merkur) aus tiefem Gemüth den Wegweisenden Arm ausstreckt, und immer nach der Gegend zu, wo der Herr wohnt, der ihn gesetzt hat. Hätt' ich, wenn ich meine Rivale und Gegner kritisirte, diesen Ton zu treffen gewußt, bei'm Himmel, ich lebte noch. Zwar stellte ich den Lesern allezeit anheim, die Bücher selbst zu lesen, die ich recensirt hatte, aber ich that's stillschweigend, dachte, das verstände sich von selber, und bedachte nicht, daß ein Theil meiner Leser die Bücher nicht hatte, und der andere tout bonnement glaubte, er brauche sie nicht zu lesen, weil er mein Wochenblatt bezahle.

Haben Sie die Sieben und siebenzig Gedichte des reisenden Waldhornisten

von Herrn Wilhelm Müller gelesen? Die
kommen alle auch aus tiefem Gemüth. Wie
innig ist das Lied: Wanderschaft S. 71., wel-
ches so schließt:

Wandern, wandern!

Regen, Sturm und Sonnenschein,
Rebensaft und Gerstenwein (Bier).

Wandern, wandern!

Heute blond und morgen braun
Ist mein Schätzchen anzuschau.

Wandern, wandern!

Kalt und warm und schlicht und kraus,
Bienenschwarm und Schneckenhaus.

Wandern, wandern!

Heut' hab' ich das Lieb erdacht,
Morgen wird es ausgelacht.

Wandern, wandern.

Es liegt ein tiefer Sinn in dem Umstande,
daß bei den Römern ein Poet vates, ein Se-
her, ein Prophet hieß. Indes singt dieser
Prophet S. 103. auch:

So sing' ich meinen Jubelgesang
Hinaus in alle vier Winde,
Daß ihn mein und sein Febelang
Kein Schreiber und Drucker finde.

Da hat der Prophet doch nicht hell gesehen. Wenigstens hat er mit Hülfe des Verlegers (Ackermann) den Drucker gefunden, und noch dazu einen der besten, Bieweg in Braunschweig. Adieu, mein Bester!

Rögebue.

X.

Rögebue an den Herausgeber des Merkur.

Genare, am 27. Febr. 1821.

Ich bin nun so ziemlich fertig mit Lesung derjenigen Schriften, die über meinen Tod herausgekommen sind, und wenn es nicht in allen Erbensprachen wie ein Widerspruch klänge, daß einem Menschen in der Ewigkeit die Zeit lang währen könnte, so würd' ich bekennen müssen, daß mir mein Tod anfängt unerträgliche Langweile zu machen. Um zu

versuchen, ob es mit den Schriften über den Tod anderer Märtyrer des irdischen Zeitgeistes eben so sich verhalte, hab' ich mir aus Paris eine Fracht von Schriften über des Herzogs von Berry königl. Hoheit kommen lassen. Aber nein, was ist das erst für verfluchtes Galimatias! Ich habe vermöge meines Ranges, theils als Adliger, theils als kaiserlicher Staatsrath, Zutritt bei Sr. königlichen Hoheit; Hochdieselben haben, eben so wie ich, Hochderso Ansichten der irdischen Dinge seit ihrer Ankunft in Tenare merklich geändert, und wenn ich Hochdenselben bisweilen etwas über Hochdieselben vorlese, um zu sehen, ob sie sich darüber ärgern oder lachen werden, so lassen sich Hochdieselben nicht selten auf eine Art darüber aus, die auf Erden bekannt zu werden verdient.

Am 6. Febr., als das Tübingische Literatur-Blatt Nro. 11. ausgegeben worden war (es wird niemanden befremden, daß es an

eben dem Tage auch schon hier zu haben war, wenn er irgend einen Begriff von der Geschwindigkeit hat, womit die Todten und besonders die Todtgeborenen nach Tenare überschnitten), macht' ich den seligen Prinzen mit den Gedichten auf ihn im Cotta'schen Almanach des Dames pour l'An 1821 bekannt, und lenkte seine Aufmerksamkeit auf die zwei Umstände: a. daß der Tübingische Literatur-Poet den Herrn Eguilly mit seiner Wuth gegen die infâmes doctrines und écrits incendiaires bitterlich verspottet hat, indem er ihn zum Censor oder Universitäts-Inspektor empfohlen, und b. daß er dagegen den Herrn Lalairat mit seiner ziemlich liberal philosophischen Ansicht:

O néant des grandeurs! sur les marches du
trône

Superbe, et respirant *l'encens* qui l'en-
vironne,

Hier il était assis — dans la poudre au-
jourd'hui,

C'est le bien qu'il a fait qui reste seul
de lui.

Ich mochte den unbekanntem Namen dieses Poeten von der linken Seite (der Deputirtenkammer) nicht echt parisisch prononcirt haben, Sr. Hoheit verstanden Talleyrand, und machten ein krauses Angesicht, aber der Irrthum klärte sich bald auf, und der Prinz äußerte ad a. Herr Eguilly sey ein Preßzwangs-Narr, und ad b. Herr Talairat habe wenigstens im letzten Verse den irdischen Prinzen eine gefährliche Lehre gegeben: sie würden den Satz, daß nur ihre guten Thaten im Gedächtnisse der Menschen übrig blieben, so verstehen, als ob die schlechten gleich nach ihrem Tode vergessen würden.

Ich machte dem Prinzen bemerklich, daß Herr Talairat mit seinem Verse wohl eigentlich nur eine Recensentenstichelei auf das Werk des Herrn de Jouffroy beabsichtigt habe, als welcher Herr de Jouffroy eine Art von Bio-

graphie Sr. Hoheit, in Anekdoten, herausgegeben, worinnen nichts als die löblichen Thaten und Reden Sr. Hoheit enthalten wären; von den etwaigen unlöblichen hingegen keine Sylbe. Der Prinz — etwas Irdisches behalten sie alle, auch hier! — erlaubte mir befehlend, ihm daraus vorzulesen, schloß aber darüber ein, so daß ich ihn verschiedene Male durch Knuspfern aufwecken mußte, denn „kein Mensch liest gut, wenn keiner darauf merket.“ Dies hatt' ich eben gethan, als ich an folgende jouffronsche Anekdote kam: „Es war im Winter 1816, als den Prinzen in in den Elysischen Feldern (hier lächelten Sr. Hoheit über den anmaßlichen Namen, den Hochdieselben albern finden, seitdem sie die wirklichen elydischen Felder gesehen haben) ein zerlumpfter, frosterstarrter Knabe anbettelte, und auf die Frage nach seinem Vater antwortete: er sey der Sohn eines bei Waterloo gefallenen Hauptmanns. Als nun der

Herzog unwillig replicirte: Also für den Mann, der so viel Unheil über Frankreich gebracht? entgegnete der Kleine: Mein Vater war arm, hatte 3 Kinder und — — " So weit kam ich mit Lesen; aber hier fuhr der Herzog aus dem Sessel auf und rief: „Mais c'est un cheval, que ce Monsieur de Jouffroy. Ich, der Kronerbe von Frankreich, soll so moralisch gemein gedacht haben? soll gegen einen Bettelungen, in den bettelhaften Elydischen Feldern da unten, mich empfindlich über Napoleon geäußert, und einem gefallenem französischen Hauptmanne gegen sein in Armuth hinterlassenes Kind es zum Vorwurfe gemacht haben, daß er dem Usurpator von Frankreich (und zu seiner Zeit Quasi-Kaiser von Europa) gebient? Sagen Sie mir, lieber Herr Staatsrath, ist denn der Herr de Jouffroy ein verkappter Jacobiner? Will er die Fürsten verächtlich machen durch die Art, wie er sie panegyrisirt? Und wie kann die pariser Cen-

sur solche maskirte Ausfälle passieren lassen?"

Wir kamen nun auf die Censur überhaupt, in deren Vertheidigung ich auf Erden geblieben, oder vielmehr nicht geblieben, sondern gestorben bin, und Sr. Hoheit machten die Bemerkung: es scheine, daß es nicht hinreiche, den Ultra-Liberalen das Schreiben wider die Legitimen zu verwehren, man werde auch den Ultra-Monarchisten das Schreiben für dieselben untersagen müssen. Ich hätte nimmermehr gedacht, daß mir nach meinem Ableben ein französischer Prinz von Geblüt mit so kritischem Scharfblicke den Punkt zeigen würde, wo ich in meinem weiland Literarischen Wochenblatte, bei dem dort aufgestellten Ideal einer Pressfreiheit mit Censur, gepuzelt hatte. Ich hatte den Umstand übersehen, daß in der großen Deputirten-Kammer der literarischen Republik meistens die Bornirten auf der Rechten, und die Gescheidten auf der Linken sitzen, und daß das Lob der

Bornirten der Legitimität viel gefährlicher ist, als die Zweifel und der Tadel der Gescheidten. Man lernt doch niemals aus, weder auf der Erde, noch unter ihr.

Aus Tübingen hab' ich die Wage bekommen, die dort bei Kaupp herauskommt, und die Herr Dr. Börne allein schreibt, wie ich weiland mein Wochenblatt. Der Mann hat den Zeug dazu, daß muß ich gestehen; er hat sogar noch mehr Wig, als ich auf Erden besaß, und seine Monographie der deutschen Postschnecke, welcher er vermuthlich bald die des amerikanischen Postochsen folgen lassen wird, ist charmant zu lesen. Der Einfall, daß der Passagier sich selbst wegen seiner demagogischen Verdächtigkeit beobachtet, und, um sich zum schwagen zu bringen, auf seine Rechnung sich Wein geben läßt, den er sodann dem geheimen Ober-Jugend-Direktor in Rechnung bringt, ist ganz Jean-Paulisch. Aber freilich die Stelle S. 24. Heft 2.

von 1821.: „Nur zwei Wünsche hab' ich jetzt. Erstens wünsche ich, daß 10,000 Millionen Donnerwetter in das verfluchte Nest schlägen, und zweitens, wünsche ich das nämliche noch einmal,“ — diese Stelle ist auch Jean-Paul'sch. Sie gehört unter diejenigen Späße, die Leute von haut goût nicht schmachhaft finden, weil sie zu wohlfeil sind, gleichwie Gasconnaden, irländische Bulls, castelli'sche Frescoanekdoten und dergleichen mehr. Dagegen hat Herr Börne vor Jean Paul auch etwas Erkleckliches voraus: er überladet nicht mit Witz- und Wortspielen, borgt seine Gleichnisse nicht von einer, Wenigen bekannten Technologie, bleibt überall hübsch bei der Stange, und geißelt die Thorheit und das Laster ein wenig schärfer. Seine Frankfurter Theaterkritiken sind ungleich gepfeffter, als die Berliner Bierundzwanzigpfünder, und es ärgert mich nur, daß dieser Herr Börne ein Anti-Rogebuianer (er lästert meine deutsche Haus-

frau u. s. f.) und ein eingefleischter Müllner-
 scher (— närrscher) ist, denn er sagt S. 55.
 warum gab man den Yngurd noch nicht,
 warum die Albaneserin nicht? Vom Yn-
 gurd sagten sie: der sey zu polydramatisch, der
 Teufel könne das viele Volk aufreiben; und
 von der Albaneserin sagten sie: sie hätten hier
 und da gelesen, sie sey hier und da getadelt
 worden. Ueber diese Vorsicht! Ueber diese strenge
 Kritik! Ich meine, wenn man es mit Zieg-
 lers Zwei Tableaux für Eins versucht,
 könne man es auch mit Müllners Albanese-
 rin wagen. Man hat die Handlung, man
 hat die Haltung der Charaktere in dieser Tra-
 gödie getadelt; das soll alles gegründet seyn;
 aber ich wette doch, daß wenn auch Müllner
 seine Albaneserin in einem hitzigen Fieber ge-
 dichtet hat, das Drama dennoch reine Ver-
 nunft ist gegen Houwalds Bild, das die
 Florentiner an der Elbe (wie sie sich nennen)
 und die Athenienser am Mayn, überaus ent-

zücht, und einen jener Florentiner zu folgendem Nachrufe an Houwald (in der Abendzeitung) begeistert hat:

„Wollst nach der Heimkehr noch manch Bild
uns malen,
Auf dem der Himmel zu der Erde sinkt.
Dem, dessen Leuchtthurm nach der Frei-
statt winkt,
Verleiht schon hler der Himmel seine Strahlen.“

Sie sind auch so ein Florentiner an der Elbe, mein lieber Herr Philippi! mögen sich Ihrer Haut wehren! und dem Herrn Börner unter die Nase reiben, daß er ein Deutscher an der Spree i. e. ein Berliner ist — immer mit dem Casus, mit dem richtigen Gebrauch der Pronominum brouillirt, z. B. S. 15.: „Wir Passagiere hatten sich (uns) enthalten.“ Und S. 24.: „So ein geschlagener Hund, wie ich, gab es noch nicht.“ Es giebt will den Accusativ, mich, nicht den Nominativ, der schon im Es steckt. Adieu!

XI.

Kogebue an den Herausgeber des Merkur.

Tenare, am 26. März 1821.

Ein excellentes Buch ist mir eben in die Hände gefallen. Wenn ich sage: excellent, so verstehe ich darunter: häßlich, anzüglich, Sie verstehen mich schon, denn Sie wissen ja, wie ich's auf Erden zu halten pflegte, wenn ich auf Jemand etwas hatte. Es sind die neuesten poetischen und prosaischen Werke des Herrn Friedrich Weisser (Brünn 1820.) Es ist auch ein Katalog seiner frühern Werke dabei von 1804 — 1819. Ich bin ganz erstaunt darüber, daß sie noch nicht vergriffen sind. In den vorliegenden — Gott, welch' ein Stoff für mein Wochenblatt wäre das! Ganze Bogen ließ' ich davon mit meinen Parenthesen abdrucken; aber Sie geben die Woche nur einen Bogen, da muß ich kürzer seyn.

S. 179. schreibt Peter an Paul über das kuriose Gedicht, womit Göthe, in den Zeitungen von Berlin, Frankfurt u. s. f. die Gratulationen zu seinem 70sten Geburtstage erwiedert hat. Es ist ein tüchtiger Recensent, der Peter: er macht den Vergleich lächerlich, den Göthe zwischen den 24 Söhnen des zum Kaiser reitenden Ritters und den beinahe 24 Bänden seiner (Göthe's) Werke angestellt haben soll; er findet den Ausdruck: „an die vier und zwanzig,“ trivial; er nennt den jungen Werther einen Sohn, aber einen etwas ruchlosen, und die Tochter Stella eine Unglückliche, die ihren Mann zur Hälfte einer andern abtreten mußte; er findet überall Unbescheidenheit und Selbstlob, und empfiehlt endlich seinen eignen Unverstand, der das alles nicht vortrefflich finden will, der frommen Fürbitte „des berühmten Kritikers, Franz Horn, in Berlin, der von den Schönheiten des Gedichts zuverlässig bis in den dritten

Himmel entzückt ist." Was sagen Sie zu dem Peter? Der hätte mein Wochenblatt fortsetzen sollen! Der Göthe war mir immer ein Dorn im Auge, ich konnte nur nie recht an ihn kommen. Bei Franz Horn war das viel leichter, aber ich war nur noch nicht Peter genug.

Hier geht's ihm ganz anders. Auf jedem Bogen beinah bekommt er Eins ab, und meistens Schläge, wie sie hagelbicht und gleichförmig in der Scheune fallen. Erstens: Endreimen-Aufgaben (Jean Paul mag sagen, ob das Sammwort richtig gesammelt ist) auf Einen, genannt Horn." Zweitens: „Variationen zu den Endreimen." Drittens: „Ein lustiges Lied von einem Poeten und Kunstrichter, Siegfried der Hörnerne genannt." Viertens: „Auf einen abgeschmackten Kritiker und Reimer." Fünftens: „Noch ein Lied von Siegfried dem Hörnernen." Endlich eine

Menge beiläufiger Seitenhiebe, die sich nicht alle zählen lassen. Nummer 5 fängt so an:

Dichter, Euch will einer richten,
 Gar zu dumm, und gar zu feck.
 Und, Ihr MUSEN, selber dichten,
 Euch zur Schande, will der Ged,

Einer kaum aus hundert Köpfen
 Gilt bei ihm für einen Kopf,
 Doch er selbst von allen Tröpfen
 Gilt uns für den größten Tropf:

Das ist doch gewiß — aber nein, ich will es
 auch in Versen, denn es hat mich begeistert.

Manche, auf dem Parnasß oben,
 Werden freilich fragen, ob
 Man so etwas könne loben;
 Ob's was anders sei, als grob.

Aber, will man Verse leimen,
 Braucht man nichts dazu, als Leim,
 Man darf Kopf und Tropf nur reimen,
 Wisz steckt schon in jedem Reim.

Denn der Wisz will Aehnlichkeiten,
 Und der Reim ist Aehnlichkeit,
 Tröpfe suchen sie im Weiten,
 Köpfe gehn darnach nicht weit.

Sie sehn, mein Bester, daß ich einer bin, ich
 meine, ein Kopf; die nächstn Reime sind
 mir die liebsten. Hat Horn bei seiner Poe-
 tenmusterung Herrn Weisser für keinen Poe-
 ten passiren lassen wollen, so versteht er nichts
 von der Sache. Er, Herr Weisser, ist beson-
 ders ein großer Epigrammen-Dichter. Lesen
 Sie einmal seinen Kalenderkrieg.

1.

Ber an ein Taschenbuch das Titel-Recht jetzt habe?
 So streiten Hinz und Kunz an seines Stifters Grabe.
 Recht tapfer wird gekämpft, nach neuester deutscher Art;
 Doch wer begehrt die Helben nachzuahmen?
 Ist lächerlich der Streit um Kaisers Bart,
 Was ist ein Streit um Gottlieb Beckers Namen?

2.

Ein Sänger, schwach und lahm, wer hatt' es je
 gedacht?
 Hat Dich, Homer! um Deinen Ruhm gebracht.
 Zwar kam uns noch kein Städte-Bank zu Ohren,
 Wer unter sieben ihn geboren?
 Allein bei seinem Tod, wißt, daß noch mehr geschieht.
 So sehr, wer klug ist, auch sonst die Prozesse flieht,

Sieht man zu Bergen doch bereits die Akten
 schwellen,
 Um durch des Richters Spruch den Zweifel aufzu-
 hellen,
 Wenn von zwei Streitenden das hohe Recht ver-
 bleibt,
 Daß auf ein Taschenbuch er — Beckers Namen
 schreibt.

3.

Wenn einen Autor sonst der Tod hinweggerafft,
 Ein Ende hatt' es auch mit seiner Autorschaft.
 Allein nach Beckers Tod — Ihr MUSEN, welch
 ein Fluch! —
 Verdoppelt sich sogar sein armes Taschenbuch.

4.

Mit Zwilling's-Taschenbüchern, denkt!
 Hat Leipzigs Mess' uns jüngst beschenkt.
 Das Publikum doch schmeichelt keinem,
 Und spricht: Zu viel ist's schon an Einem.

5.

Bald geht's für Euch, nicht ohne Furcht und Grauen,
 Ein zweites Trauerspiel, die Zwillinge zu schauen.
 Denn in der Wiege noch, fürwahr!
 Will schon sich morden ein Kalender-Zwilling'spaar.

Dieser Sinngedichte - Kranz, besonders wenn man die mittelste Blume herauswirft, ist ein wahres Meisterstück. Aus zwei Gedanken sind mit größter Geschicklichkeit vier *) Sinngedichte gemacht, und, denken Sie! doch ist noch Stoff zu einer „schauervollen Romanze nach eigener Melodie zu singen“ übrig geblieben, sie heißt: Der glückliche und unglückliche Namensprozeß, und steht S. 225. Ja, da seh' ich eben noch, daß der Dichter auch Franz Horns Tropf, den witzigen Reim, S. 227. noch einmal ungereimt verarbeitet hat in dem schönen Epigramm:

Mag, schmähend gegen mich, Franz seinen Kiel
 stets üben,
 Wenn keine Seele liest, der Tropf hat nicht ge-
 schrieben.

*) Am Ende sind's doch wohl fünf, aus zwei Gedanken. In den zwei ersten ist die Unwichtigkeit von Beckers Namen die pointe, und in den drei letzten die Verdoppelung des Taschenbuchs. K.

Man darf so etwas nur lesen, so ist man fast auch gezwungen, gleich darauf zu antworten, z. B. so:

Was brauchst Du Deinen Kiel denn gegen ihn zu üben?

Wenn keine Seel' ihn liebt, für wen hast Du geschrieben?

Ich glaub' in der That, dieser Dichter schreibt, um nicht gelesen zu werden, und bin am Ende wohl ein Tropf, daß ich ihn dem Publikum empfehle.

Rogebue.

P. S. Ueber die Preisaufgaben der Urania ist er, S. 293. auch her, aber in Prosa. Er hätt' eben so gut die Lübinger (i. e. Weisenfelder) Recensionen derselben in Verse bringen können.

XII.

Kogebue an den Herausgeber des Merkur.

Lenare, am 18. April 1821.

Mit Ihrer gütigen Erlaubniß, mein Werthester, will ich doch ein Bißchen in Ihr Territorium einrücken, um einen Ihrer Nachbarn mit Krieg zu überziehen. Schaden kann Ihnen das nicht thun: denn als ein Todter bring' ich zwar keine Lebensmittel mit, aber ich brauch' auch keine; und den Feind — lassen wir nicht herein.

Wer der Feind ist? Der Mann mit der Wage, der Doktor Börne ist's. Was er mir gethan hat? Eigentlich nichts; aber das ist auch gar nicht nöthig, um mit mir Krieg zu bekommen. Der Tübingische Literaturmensch hat in Nro. 4. seines vorigen Jahrganges *)

*) Es ist hier das Literaturblatt gemeint, welches

gesagt, „der Dr. Börne wäre ein ungemein wichtiger Kopf, er wäre vielleicht der Mann, mein Wochenblatt fortzusetzen, und könnt' es überbieten, da er allem Ansehen nach eine weit höhere Ansicht der göttlichen und menschlichen Dinge hätte, als ich.“ Nun sehn Sie, Bester, das ärgert mich von dem Dr. Börne, daß er ungemein wichtig seyn soll, gleich als ob ich auf Erden gemeinwichtig gewesen wäre; und daß er weit höhere Ansichten haben soll, als ich, gleich als ob ich niedrige gehabt hätte, ich! ein kaiserlicher Staatsrath, Royalist, Imperialist, Sultanist, wenn sie wollen! Darum fang' ich Krieg mit ihm an; aber natürlich gilt's um ein anderes Kriegsobjekt; ich mache den Uneigennütigen, den Ebelmüthigen, ich fechte gar nicht für mich; ich komme nur einem bedrängten Kollegen, einem dramati-

ich damals in Verbindung mit der Redaction des Morgenblattes redigirte. M.

sehen Dichter zu Hülfe, den er entthronen will.

Im dritten Hefte seiner Wage hat er Houwalds Leuchtthurm berennt, beschossen und unterminirt. Man muß ihm lassen, daß er ein tüchtiger Sappeur ist, besonders was die Kriegslust betrifft. Um den Schein zu vermeiden, als ob er den Inhalt des noch ungedruckten Stückes mangelhaft und nach eigener feindlicher Ansicht referire, was thut er? Er schreibt buchstäblich die ganze Relation des gelehrten Böttiger in der Abendzeitung ab, und sagt ausdrücklich, daß er es darum thue, weil Böttiger diese Tragödie sehr anpreise, und also doch gewiß darauf bedacht gewesen sey, den Gegenstand unter dem vortheilhaftesten Lichte erscheinen zu lassen. Das ist ein verwünschter Einfall! Böttiger pflegt sich wirklich in seinen Theaterkritiken zu verloben — verstehen Sie mich recht! ich meine nicht bloß mit Schauspielerinnen verloben, sondern auch mit Dich-

tern — aber das ist wieder nicht klar, das mein' ich auch nicht! ich meine unter verloben nicht Verlobniß machen, sondern im Loben Blöße geben, sich verfahren, sich verhauen, durch zu viel Loben sich in Inconsequenzen verwickeln *). Diese Blößen sucht er nun für seine Fechterstöße zu benutzen, und dabei ist er ziemlich sicher, zu treffen, nemlich entweder den Dichter, oder den Lober, oder beide. Aber diesmal werd' ich sekundiren, à la Student, mit Wegnehmung der gefährlichsten Stöße.

Der Held des Stücks ist, wie Sie wissen, ein Wahnsinniger, der es vor achtzehn Jahren geworden, weil seine Frau mit einem Haus-

*) Die bekannte Erbsünde des gelehrten, aber mit mehr Schmiegsamkeit als Urtheilskraft begabten Mannes. Er hat damit der dramatischen Kunst unendlich geschadet. Die Bückigung, die ihm L. Lick vor circa 30 Jahren im gestiefelten Kater angedeihen ließ, ist ohne allen Erfolg geblieben.

M.

freunde und einem Kinde nach Amerika entflohen ist; und was nun dieser auf dem Leuchthurme im Wahnsinn thut (nemlich die Lampen auslöschten) das bringt der eben reuig Zurückkehrenden den Schiffbruchstob. Da sagt nun Böttiger: „Diese Idee, im Wahnsinn, also in der Willkür des Bewußtlosen, einen Lenker und Ordner der Dinge aufzustellen und dadurch der Vorsehung gleichsam nachzuspielen, wird stets bewundert werden.“ Dr. Börne aber sagt: „Wie! ist der Lenker und Ordner der Dinge bewußtlos? und heißt es der Vorsehung nachspielen, im Wahnsinn wahnsinnig zu handeln?“ Böttiger hat sich verlobt, das ist klar. Aristoteles ist wider ihn, und zwar im 9ten Kap. §. 11. ff. der Poetik. Er läßt es zwar allenfalls passiren, daß der tragische Schlag durch blinden Zufall geschehe, aber er meint doch, Wechselwirkung sey besser, und selbst von den zufälligen tragischen Schlägen wären diejenigen vorzuziehen,

welche gleichsam mit Rath und Anschlag zu erfolgen schienen. Er führt als Beispiel an: Die Statue des Mityß stürzt auf des Mityß Mörder, der sie eben betrachtet. Das läßt er für tragisch gelten: "Εοικε γὰρ τὰ τοιαῦτα οὐκ εἰκῆ γενέσθαι, — das heißt auf deutsch, (für Böttigern übersetz' ich's, wohl zu merken, nicht!) „denn dergleichen Dinge scheinen nicht zufällig zu geschehen.“ Hätte Böttiger, der den Aristoteles auswendig weiß, eben an diesen Mityß gedacht; so würde er Houwalds Wahnsinnigen etwas mäßiger bewundert haben. Eine Mityß-Statue soll er allerdings seyn, gesetzt auch, daß Houwald sie nicht gekannt hätte, welches ihm gar nicht präjudiciren würde, denn ich habe den Aristoteles auch erst hier in Tenare gelesen, als deutscher Theaterdichter braucht' ich ihn nicht. Aber er hat eine Hauptsache übersehen, oder zwei. Der Mörder des Mityß weiß, daß er vor der Statue des Ermordeten steht; und soll deren Sturz

tragisch wirken, i. e. soll er dem Zuschauer nicht zufällig (sondern auf höheren Rathschluss) zu erfolgen scheinen, so muß auch der Zuschauer wissen, daß es der Mörder des Mißthys ist, der vor dessen Statue steht, und von ihr erschlagen wird. Erführt es der Mörder bei Lebzeiten gar nicht, und der Zuschauer erst hinterdrein; so ginge der tragische Effekt dieses Schlages besten Theils zum Teufel, weil er hauptsächlich auf dem Mitgefühl mit den Personen des Drama beruht. Bei Houwald ist's nun so: die schuldige Gattin des Wahnsinnigen ertrinkt, ohne zu erfahren, daß der beleidigte Gatte die Lampen des Leuchtthurms ausgelöscht hat. Der Zuschauer weiß, als sie ausgelöscht werden, nicht, ja er kann es kaum ahnen, daß dieser Akt bewußtloser Willkühr die Schuldige mit dem Tode bestrafen wird; er erfährt das alles erst hinterher, und so giebt es allenfalls Stoff zu Betrachtungen über die Wege der Vorsehung, aber kei-

nen tragischen Schlag, höchstens nur einen kleinen Druck auf den Hebel der Anhnung. Wer so etwas im Ernst bewundern könnte, nun, für den hätt' ich auch Schicksalstragödien schreiben wollen. Hat aber Böttiger hier sich verlobt; so hat Dr. Börne sich seinerseits verlobt. Wo hat denn Böttiger in seiner Bewunderung sagen wollen: so bewußtlos, wie der Wahnsinnige, handelt auch der Ordner und Lenker der Dinge, i. e. Gott? — Ist dem christlichen Hofrath nicht eingefallen! hat offenbar sagen wollen: „Die Vorsehung pflegt zuweilen bewußtlose Kräfte zur Ausführung ihrer Beschlüsse zu verwenden, und wenn der Dichter dieses darstellt, so spielt er ihr nach.“

Böttiger sagt ferner: „Wo ist in unsern neuen Schicksalstragödien die Reinigung der Leidenschaften? wo die Sühne? Von diesen gespenstigen Fantomen empört, entschloß sich der eben so tief als zart fühlende Dichter des

Bildes, in diesem Leuchtthurme eine wahre, kein Gemüth unheilbar verwundende Schicksalsfabel aufzustellen. Es ist ihm u. gelungen." Da giebt er eine tüchtige Blöße, das muß ich gestehen, groß genug, daß alle Schicksalstragöden zu gleicher Zeit hinein stoßen könnten. Dr. Börne, obwohl ein Antifatalist, thut's für alle, und den Stoß kann ich nicht wegnehmen, er sitzt. Soll das die Leidenschaften reinigen, daß die Schuldige 18 Jahre lang, mit dem Verführer, ihrer Leidenschaft ungestört hat fröhnen können? oder daß der Gatte über seinen Verlust toll geworden und es 18 Jahre geblieben ist? Soll das die Sühne seyn, daß der Verrathene nach 18 Jahren im Wahnsinne stirbt, und daß die Keuige durch seine bewußtlose Handlung bewußtlos (mit dieser Handlung unbekannt) erfäuft? oder daß der Schuldigste, der Verführer und Freundesverrätber, gerettet, und gegen ein formelles Anerkenntniß der ewigen Gerechtig-

keit und ihrer wunderbaren Wege, mit der Aussicht auf glückliche Tage im Kreise blühender Enkel beschwichtigt wird? So ungefähr stößt Dr. Börne, und setzt hinzu: „Wenn das keine Schicksalsfabel ist, die das Gemüth unheilbar verwundet, dann müßt ihr es weit gebracht haben, mit eurer dramatischen Chirurgie!“

Da ist Böttiger verwundet, er mag sich verbinden lassen; ich, der Secundant, kann ihm nicht helfen. Die Vorsehung hat Houwald pecciren lassen; seine Fabel, als Schicksalsfabel, ist klein, winzig klein, es ist kaum irgend etwas darin, das der Idee göttlicher Gerechtigkeit entspräche, als etwa die obige, dramatisch-matt benutzte Mitygesgeschichte. Aber was kann denn Böttiger das für? Und was selbst Houwald? Hat er denn, er selbst, Böttiger gesagt, daß er eine tragische Schicksalsfabel (im Sinne der unsterblichen Muster der Griechen) habe erfinden,

und alle neueren Schicksalstragöden damit ausstechen wollen? daß er die von Böttiger selbst vielgepriesene Braut von Messina habe überbieten wollen? Das glaub' ein anderer! Er hat nur so dem ordinären Theaterpublikum gefallen wollen mit einer Tragödie vel quasi, die am Ende ganz leidlich abläuft, indem nur eine Person, die gar nicht mitspielt, und eine Nicht- oder Kaum-Person (ein Wahnsinniger) umkömmt, und die Ueberlebenden ziemlich glücklich werden. Nun, daran hat er wohl gethan, so hab' ich's auch gemacht, und hab' überall damit gefallen. Meine Ausführung war freilich im Einzelnen weniger poetisch; aber dafür war sie dramatisch-geschickter, und hatt' ich gute Freunde in der Dresdner Dichter-Innung gehabt; so wär' ich gewiß eben so sehr bewundert worden.

Doch der Dr. Börne packt auch Houwalbs poetische Diction an, nemlich, was Böttiger

davon referirt hat, und zwar die Worte des wahnsinnigen Hort:

Was zündet der Mensch seine Lampen an?
Er wird das Rollende nicht wenden. —
Nacht soll es seyn!

Nun, wart, da wollen wir ihn bedienen!
„Eine Laterne ist weder Hand noch Hemmschuh, man kann ein Rad weder damit sperren noch zurückdrehen.“ Zugegeben. „Nach dem Sinne dieser Worte sollte man eigentlich nicht fragen, denn ein Wahnsinniger spricht;“ warum thut er's denn eigentlich? warum fragt er? „aber sobald ihn der Dichter vernünfteln ließ, mußte er ihn auch vernünftig reden lassen.“ Bewilligt. „Er spricht aber unvernünftig; denn wenn, worin Hort freilich Recht hat, der Mensch mit seinen Lampen das Geschick nicht abwenden kann, wozu die Lampen auslöschen?“ Abgeschlagen. Die schlußrechte Antwort sieht jedes Kind: Um das Del zu ersparen. „Das Schiff wird un-

tergehen, trotz des Leuchtfeuers.“ Mag seyn! Aber eben darum spricht ja Hort ganz vernünftig, das meint er eben, darum will er das Leuchtfeuer auslöschen, weil er den Fatumglauben hat, es helfe zu nichts. Würde denn Dr. Börne fortfahren, die Lampen seiner Kritiken über Böttigers Lobreden auszuhängen, wenn er so wahnwitzig wäre zu glauben, es werde nichts — gar nichts helfen?

Was den Hemmschuh betrifft, so möchte ich doch wohl wissen, was damit gesagt seyn sollte! „Was zündet der Mensch Lampen an, um den Lauf der Schiffe vom Untergange zu wenden, d. h. dem Steuermanne anzudeuten, wie er das machen soll? Das Geschick rollt wie ein Rad, das können die Lampen nicht wenden.“ Da ist Horts Rede in breiter Prosa. Houwalbs Poesie hat nichts weiter dabei gethan, als sie schmaler gemacht. Ein Bild hat er nicht geben wollen, das Rollende ist bloß figurlich für das unaufhalt-

sam sich Begebende gesetzt; und macht denn eine solche Figur gleich eine ganze Allegorie, eine Zusammenstellung von harmonirenden Bildern nöthig? „Der Tag ist heiß, darum schmachten die Blumen.“ Ist das fehlerhaft gesprochen? Ich dünkte nicht. Gleichwohl ist der Tag eigentlich heiß, und die Blumen schmachten nur figurlich.

Sie sehen, mein Verehrter, daß ich sekundiren kann, als ob ich noch in Jena studierte. Sollten Sie einmal eine Schicksalstragödie schreiben, die Böttiger preist und bewundert, weil sie die gemüthlichen Gemüther nicht verwundet, und sollten Sie deshalb von den kritischen Schlägern herausgefordert werden — Böttiger läßt sie dann sitzen, das ist gewiß — aber citiren Sie mich (ich sage citiren, weil ich ein Verstorbener bin), ich komme!

Rogebue.

XIII.

Rogebue an den Herausgeber des Merkur.

Genève, am 26. Mai 1821.

In der grünen Monatschrift (ich meine Kinds Muse, im Gegensatz der blauen, i. e. der neuen Berliner Monatschrift) hab' ich einen recht artigen literarischen Bull gelesen, von einer gelehrten Zeitung — ich denk' es waren die Göttingischen Anzeigen — worinnen einem kriegskünstlerischen Schriftsteller vorgeworfen worden, daß er bei Aufzählung der Feuergewehre die Windbüchse vergessen hätte. Da treff' ich nun eben in dem vornehm und gelehrt thueden Morgenblatte auf einen ähnlichen Bull, nemlich in Nro. 85. S. 340. Der Pariser Korrespondent Dg. macht dort eine weitläufige Berechnung, welche ungeheure Menge von Büchern jährlich in Frankreich gedruckt wird, und welche dito un-

geheure Menge von bedrucktem Papier die Krämer und Pappmacher gebrauchen. Die letztgedachte Erscheinung findet er zwar untröstlich für die Schriftsteller, — „aber (setzt er hinzu) wo in aller Welt sollte man mit der Menge Papiers hin, das unaufhörlich aus der Presse an's Tageslicht gefördert wird? Alle Magazine würden nicht hinreichen, es aufzubewahren!“ Ich denke, das ist ein recht tüchtiger Morgenblatts-Bull. Das Papier, welches aus der Presse an das Tageslicht kommt, entsteht ja nicht in der Presse, wird auch darinnen nicht vermehrt, sondern ist schon vorher als Papiermacherfabrikat vorhanden, und wird als solches in den Magazinen der Papierhändler, Buchdrucker u. s. w. aufbewahrt. An Raum für das bedruckte Papier wird es also nicht leicht fehlen können, wenn er für das unbedruckte da war, aber ich wollte, es fehlte dem Morgenblatte an Raum für gedankenlose Korrespondenzen.

Sagen Sie mir doch im Vertrauen — als ein Dresdner werden Sie es ja wohl wissen — warum ist denn der grundgelehrte Vötiger jetzt so böse, daß man's fast verb nennen könnte? In der Abendzeitung Nro. 85. hat er in einer eignen Abhandlung, nach Anleitung einer Höflichkeit, die Niemeyer seinem ehemaligen Zöglinge Houwald gesagt, gedachten Houwald auf das breiteste ermuntert, Anna Boleyn als Trauerspiel zu bearbeiten, und ihm zugleich angedeutet, wie er es machen soll. Ich habe lachen müssen: denn der grundgelehrte Mann — er hat es kürzlich selbst bekannt gemacht in der Abendzeitung Nro. 70. — ist ja kein Dichter, und ich, der ich einer gewesen bin, und mich besonders auf die Theaterpoesie verstanden habe, kann ihn nach Lesung der gedachten Abhandlung versichern, daß er damit die reine Wahrheit bekannt gemacht hat. Wenn man aber kein Dichter ist, so muß man auch nicht Dichtern öffentlich

rathen, was und wie sie dichten sollen. Thut man aber vollends gar dabei, als ob nur der Eine, dem man eben den Rath giebt, in der Welt — als ob nur dieser der rechte Mann zur Ausführung des hochweisen Rathes wäre, so tritt man, indem man vor einem ausscharrt und sich bückt, die andern auf die Füße, oder stößt sie mit der Spitze des Büchlingwinkels an *)

Doch ich komme ganz ab. Nicht, warum Böttiger so höflich ist, wollt' ich wissen, sondern warum er dabei so böß ist, daß er unter andern sagt: „Wir sehen voraus, daß selbst bei dieser Andeutung gewisse Wortführer in unserer Literatur, welchen zu mißfallen jetzt fast Ehre seyn dürfte, die Augen-

*) Man sieht leicht, mein Schatten muß eine scharfbegrenzte Figur von unendlich vielen und spitzen Winkeln seyn, unmöglich könnte er sonst so gar spitz und eckigt werden. Phil.

braunen hoch an die Stirn hinauf ziehen werden.“ Ist das nicht fast eben so verb, als neulich einmal Ihr Leipziger Theaterkorrespondent gegen Müllner wurde, weil im Tübinger Literatur-Blatte ein Roman von ihm nicht gelobt war? (Lit. Merk. Nro. 18. S: 72 ganz am Ende.). Wen mag Böttiger unter den Wortführern in der Literatur doch nur meinen? Doch nicht etwa mich? mich armen Schatten? Und er setzt hinzu: „Es giebt ja in den Wäldern, wo die Natur-Bienen ihren Honig verstecken, außer den bekannten Vögeln, die durch ihr Geschrei den Honig andeuten, auch gewaltige Zeisel-Bäre.“ Verstehn Sie das? Ich nicht! Sich selbst kann er unter der Natur-Biene nicht verstehen, denn er versteckt seinen Honig nicht. Und wer sind die Zeisel-Bären? Selbst wenn ich annehmen wollte, es hätte dieser reichgefüllte Bienenstock von Wissenschaft, gegen Udelungs ausdrückliche Ermahnung, Zeiselbär, (Tanzbär, Seil-

bär) und Zeibelbär (Honigbär) mit einander verwechselt, so komm' ich doch immer auf keine haltbare Erklärung. Ich sehe weiter nichts, als daß der grundgelehrte Böttiger böß auf jemand ist, aber auf wen? Doch, sey es nun der Dr. Börne oder ein anderer Renommist, ich sekundire wieder!

In der blauen Monatschrift (Sie kennen sie doch, in Berlin bei Christiani kommt sie heraus seit dem Jan. 1821.) hab' ich eine „Verständigung über das gegenwärtige Zeitalter“ gelesen. Nun, ich muß gestehen, daß mir am Ende der Verstand dabei ganz stille gestanden hat. Hören Sie einmal zu!

„Das Verhältniß zwischen einander gegenseitig ausschließenden Theorien kann in der That nur dieses seyn, daß eine wahr und die andere falsch ist, oder daß beide falsch sind.“ (Richtig!) „Billige Leute pflegen freilich noch, und am liebsten, von halben, viertel- und Gott weiß wie vielstel Wahrheiten zu sprechen;

allein solche Wahrheiten giebt es nicht, denn die Wahrheit ist nur Eine, schlechthin untheilbare, und was ihr gegenüber steht, ist Irrthum und nichts als Irrthum."

Wieder richtig! Sollte man da nicht glauben, der Verfasser wäre die Wahrheit und Klarheit selbst? Aber was kommt nun, unmitttelbar darauf?

„Die Wahrheit ist die Einheit des Entgegengesetzten, somit der absolute Widerspruch, und zugleich die Auflösung des Widerspruchs.“
(Da machen Sie mir einmal einen Vers draus! Am Ende soll wohl auch die absolute Unverständlichkeit zugleich die Auflösung der Unverständlichkeit, i. e. die Verständlichkeit seyn?)

Ferner heißt es — S. 292. Heft 4. — der Ausspruch Christi: Wer mich siehet, der siehet den Vater, sey keine bloß bildliche Redensart, sondern eine eigentliche, eine reine Wahrheit. Das glaubt ihr auf Erden, und

ich kann euch jetzt sagen; daß ihr wohl daran thut, aber beweisen müßt ihr 'es nicht wollen, wenigstens nicht so, wie der blaue Philosoph, welcher fortfährt: „Die Wahrheit ist aber nicht bloß ein Gedachtes und eine bloße Lehre, sondern sie ist eben sowohl auch Seyendes, oder besser, die absolute Einheit des Denkens und Seyns. Zum Denken gehört, daß dasselbe sich bestimme, d. h. daß etwas gedacht werde;“ (Nun freilich!) „damit aber das Denken durch das, was es denkt, nicht in den Banden der Unfreiheit festgehalten werde, sondern ein Denken der Wahrheit sey, so muß jenes Etwas zugleich es selbst und sein Anderes seyn, und dieses Andere des Denkens, das zugleich nicht ein Anderes ist, ist eben das Seyn.“

Bester Herr Philippi, ich danke Gott, daß ich nicht mehr bin, nemlich auf der Erde! denn nach dieser Erklärung ist ja euer Seyn nichts anderes, als ein diametraler Widers

spruch, der gar nicht gedacht werden kann.
Und was ist euer Denken? Blaue Philo-
sophie!

Rogebue.

XIV.

Rogebue an den Herausgeber des Merkur.

Genare, am 21. Juni 1821.

Sie habt heute in Dresden Sommers-Anfang, wenn mir recht ist; aber es muß noch verzweifelt kalt bei euch seyn, daß seh' ich aus Nro. 46. des literarischen Merkurs, wo mein letzter Brief abgedruckt ist, denn Ihr Seher, mein unkorrekter Herr Redakteur, hat im Datum den Mai für den März angesehen, ob schon mein Märzbrief bereits in Nro. 29. gedruckt war. Ja, das heißt nun redigiren auf Erden!

Zum Glück für die Tageblätter geht es in den Gelehrten-Zeitungen auch nicht besser her, ja zuweilen schlimmer. Fällt mir da eben die Allgemeine von Halle, Octbr. 1820. Nro. 262. in die Hände, wo Einer Jean Pauls Briefe über die deutschen Doppelwörter herum nimmt. Seine Kritik mag ganz passabel seyn, und ich wollte wünschen, daß sie die Wohllauts-Affen bekehrte, welche den aristotelischen Halbvoikal (das S) zwischen den Doppelwörtern nicht leiden wollen, weil Jean Paul ihn in einigen Fällen mißbilligt. Aber in dieser ganzen Kritik hat der Setzer überall Stammwörter gesetzt, statt Sammwörter, und der Korrektor hat es auch überall stehen lassen, vermuthlich weil er eben so wenig, wie der Setzer, gewußt hat, daß man die zusammengesetzten Wörter so nennt. Er hätte es aber errathen können, wenn er den Verstand gehörig zusammengenommen oder gesammelt hätte.

Im neuesten Hefte dieser Gelehrten-Zei-

tung, Juni 1821. Nro. 144. ff. steht nun endlich auch eine Recension von Brauns Hermann der Cherusker, welches Epos doch schon sehr bald nach meinem Tode, 1819, herausgekommen ist. Ich hab' es nicht gelesen, und werd' es auch nun bleiben lassen; denn obwohl der Recensent vielerlei daran lobt, so bring' ich es doch gewiß nicht durch, wenn es nur zweimal so lang, und nur halb so langweilig ist, wie diese Recension. Was mich besonders Wunder nimmt, ist der Umstand, daß der Kunstrichter in Nro. 145. Sp. 290. so breit von dem Kampfe der römischen Götter mit den deutschen Göttern spricht, und doch mit keinem Worte erwähnt, daß diese ganz gute epische Idee, die Götterwelt zweier Religionen in Masse gegen einander anrücken lassen, nicht sowohl Braun, als vielmehr dem Franzosen Evariste Parny angehört, der die allbekannte Guerre des dieux geschrieben hat. Das Buch ist, da es aus der Revolu-

tionsperiode herstammt, ein wenig verrufen; aber dieser Kampf des christlichen Olymps mit dem heidnischen, und der Sieg des erstgedachten, könnte jetzt immer wieder in Europa gelesen werden, wo es verschiedene gewaltige Christen ganz ruhig oder wohl gar gern zu hören scheinen, wenn die Heiden die Christen an den Kirchturm aufhängen. Das gefällt mir nicht. Mein Sohn, der Astronom, der die Reise nach Persien gemacht, und mit dem ersten Astrologen des Schach siegreich über die Finsternisse disputirt hat, sollte jetzt der Welt beweisen, daß es durchaus wider alle Astronomie läuft, wenn der Halbmond die Sonne verdunkeln will: das kann nur der Neumond, welcher ganz dunkel ist. Solche Neumonde sind eure neuesten Mystiker; aber zum Glück sind sie, bei aller ihrer Menge, zu klein, um die kolossale Sonne der wahren christlichen Religion merklich zu verfinstern. Es ist nur so von Zeit zu Zeit, als ob der einzige Merkur

(ich meine Ihren literarischen nicht) *)
durch die Sonne ginge.

Houwalds Bild ist in Tenare angekommen, eingebunden, gerade wie weiland die Schulb. Ich dachte anfangs, sie wäre es selbst, und hatte sie schon bei Seite geworfen; aber da ich auf die wirkliche vierte Auflage derselben stieß, die Cotta nackt auf die Ostermesse geschickt zu haben scheint, so merkt' ich meinen Irrthum, und las das Bild. Ich weiß nicht, was der Dr. Börne will! Das Bild ist gut. Sind in der Vorfabel einige Unwahrscheinlichkeiten; ei, was thut das? Es giebt deren

*) Das wollt' ich mir auch ausgebeten haben. Uebrigens ist der winzige Merkur, den droben in der Sonnennähe mein' ich, noch immer bei weitem größer, als so ein mystificirender Neumond; seines, das irdische, siebenmal an Heiligkeit übertreffenden Lichts, mag ich, um Parallelen zu vermeiden, nicht einmal gedenken, da mir die Censur mit ihren dicken Dintenstrichen meine papiernen Werke leider täglich mehr verfinstert. Phil.

in meinen besten Stücken. Das hindert den Effekt nicht, welchen im Drama die Liebe macht, zumahl wenn sie blind ist. Daß die Katastrophe ein wenig forcirt ist, will ich zugeben, thut aber wieder nichts; au contraire, das macht sie kurz, und das ist die Hauptsache. Daher sollte das Stück auch vor der Katastrophe wohl noch etwas kürzer seyn, denn gedruckt ist es kaum ein Duzend Seiten dünner als der König Ingurd; aber da werden die Theaterschneider schon einnähen. Kurz, es läßt sich wider dieses Bild durchaus nichts Erhebliches sagen, als daß vielleicht zuviel dafür gesagt worden ist, und zwar mit Ungeschick. Die Theaterrecensenten, die mir bei meinen Lebzeiten Schaden thun wollten, verstanden offenbar ihr Handwerk schlecht: sie tadelten, persifflirten, verlegerten! Das ist alles nichts. Ungeschicktes, hausbäckiges, Schuhriemen-lösendes Lob, das ist das wahre Gift, woran die Dramen (nicht die Damen) ster-

ben. Ich bin doch begierig, ob der Tübinger Literaturpoet nicht versuchen wird, es damit zu vergiften.

In der Abendzeitung, Wegweiser Nro. 44., hab' ich auch wieder einen hübschen literarischen Bull gefunden. Es heißt daselbst von den Gedichten der Friederike Brun: „Das dazu gehörige lithographische Titellkupfer ist unbedeutend.“ Das ist wohl wahr; aber was bedeutet denn ein lithographisches Kupfer? Ist das nicht wiederum eine Windbüchse unter den Feurgewehren? ein Kupferstich auf Stein, oder ein Steindruck in Kupfer gestochen? Kurz, eine lederne Tuchmütze! Am Ende werd' ich auch wohl noch lesen müssen, daß der Professor Gubitz in Berlin zu seinem Gesellschafter vortreffliche Kupfer in Holz schneldet, oder Holzschnitte in Kupfer sticht. Doch darinne wäre zur Noth noch Sinn. Das letzte thut der geschickte Mann wirklich, obwohl nur figurlicher Weise zu reden.

Aber daß wir nicht eins in's andere reden, was wollen Sie denn mit Ihrer spitzwinkligen Note zu meinem Maibriefe S. 182. sagen? Ich, eine spitzwinklige, eine eckige Figur?. Sieh doch! wer kann sich denn rühmen, fließend zu schreiben, wenn ich's nicht thue? Das läuft mir ja nur alles so heraus aus der Feder, und der muß blind seyn, der nicht sieht, wie wenig Mühe mich's kostet. Aber Sie wollen nur Ihre Hände in Unschuld waschen! Nun, da haben Sie recht, denn Sie leben leider noch, und da muß man schon Fünfe gerade seyn lassen. Warten Sie, bis Sie todt sind, wie ich, da ist man unsterblich, und kann schon das Blatt vom Maule weg nehmen.

M. Zacharia hat ein Büchlein geschrieben: Fluglust und Fluges-Beginnen. Es ist recht populär, und wenn man dem Storch und dem Goldhähnchen zuhört, wie gescheidt sie da über die Fliegkunst reden, so begreift

man wirklich nicht, warum die Menschen diese Kunst sich noch nicht zu eigen gemacht haben. Der Verfasser zeigt zwar vor der Hand nur einen Weg, das Herabfliegen zu erfinden, aber auch das könnten schon unsere mystischen Poeten und die blauen Philosophen brauchen, die immer in ungesehenen Höhen schweben, um am Ende herunter zu fallen. Für die tragischen Mystiker wollt' ich wohl, daß jemand eine Fluchlust schriebe, jedoch nicht um ihnen Lust zu Flüchen zu machen, sondern um ihnen dieselbe zu benehmen. Fluch ist ein gutes Schreckmittel im Trauerspiel, das geb' ich zu; aber es muß auch etwas dahinter stecken, damit sich nicht bloß die Sperlinge vor der Bogelscheuche fürchten. Ihr Herr Rüger könnte das Kapitel einmal in seinen Gesprächen über ärgerliche Dinge abhandeln.

Ich ärgere mich Gottlob über nichts mehr, als etwa zuweilen noch über die deutschen Säger, und allenfalls über die blauen Philosophen.

Einer von den letztgedachten hat mir das Lesen der neuen blauen Monatschrift (Neue Berliner Monatschrift) verleihet, die ich bis zum 5ten Hefte recht gern durchblättert habe. Denken Sie nur, gleich auf dem ersten Blatte des gedachten Heftes sagt ein Berliner Doktor (bloß einer der Philosophie nemlich) in einer Note: „Nur durch die Aufnahme und Befestigung in das Selbstbewußtseyn (Ei, zum Henker, so lernt doch Deutsch! Man nimmt auf in das aber man befestiget in dem Selbstbewußtseyn) wird das Unmittelbare, Erscheinende, sogenannte Seyende ein Bleibendes, wahrhaft Seyendes; es wird aus einem Gewesenen ein Geistetes, aus einem Verweslichen ein Geistiges.“ Gott im Himmel! schrieb' ich nur dießmal mein Hoffmannisches Wochenblatt noch, oder meinen dramatischen Almanach! ich wollte diesen blauen Philosophen (der auch S. 348. das Wort Selbstischkeit aufbringen will) — ich wollt'

ihn bergestalt isten (d. h. zu einem Bleibenden und wahrhaft lächerlich Seyenden machen), daß er vor Aerger gewesen werden (d. h. sterben) sollte.

Aber noch sträflicher würd' ich mit dem Herrn F. verfahren, der (S. 383. der gedachten berlinerblauen Muse) drei Frühlingslieder gesungen hat. Warum? Lesen Sie nur! Im 2ten Liede ruft der Kaiser einen Frosch auf, zu quaken, damit der Frühling komme.

„Sobald der Frosch im Garten schreit,
Der Kaiser fühlt Behagen,
Er rief: ich mittre Frühlingluft,
Laßt mich in's Freie tragen.

Da saß er nun auf sammtnem Stuhl
Und wehrte sich die Schnaken,
Und höret in dem trüben Pfuhl
Den Frosch manierlich quaken.

Ein zweiter zu dem ersten kam,
Mit ihm zu concertiren,
Der dritte stellte sich bald ein,
Drauf sangen sie zu vieren.

Ein jeder nahm das Maul recht voll;
 Wie schmetterten die Kehlen,
 Um sich für's heil'ge röm'sche Reich
 Gehorsamst abzuquälen.

Und immer toller ward der Lärm,
 Der Kaiser konnt's nit tragen,
 Da rief er seinem Kanzler zu,
 Das Volk auf's Maul zu schlagen.

Der sprach: wir haben Frühlingszeit
 Und bleiben euch gewogen;
 So schweiget nun, bei unserm Zorn.
 Euch soll — — ihr Demagogen!

Ist das nicht offenbare, ultraliberale Satyre auf die deutschen Sieges- und Freiheits-Voeten, die nun, da der Frühling da ist (nur noch etwas windig) nicht mehr quaken sollen? Und im dritten Liede S. 386. ist von der Freiheit der Maikäfer die Rede (die bekanntlich im Summen und Brummen besteht), und es heißt am Schlusse:

Werd' ich geheimer Rath,
 Ich sag's dem König grad,

Das Volk will Freiheit üben,
 Bei vollem Becher lieben,
 Und brummen,
 Ja brummen. —"

Ist das nicht wieder Stichelei? Nein, so etwas ließ ich nicht hingehen, wenn man nicht, eben dieses loyalliterarischen Sinnes wegen, mich erdolcht hätte.

Des Postmeisters zu Sorau, Dr. Nürnbergers, neue Uebersetzung der Aeneide ist bis mit Buch VI. in der Taschenbibliothek der ausländischen Klassiker (Nro. 11 und 12, Zwickau bei Schumann) erschienen. Sie mag recht gut seyn, besonders das 2te u. 4te Buch, welches Schiller übersezt hat: denn wirklich passirte hier in Tenare der Spaß, daß Schiller, dem ich die besten Strophen von Nürnberg vorlas, im ersten Augenblicke glaubte, sie ständen im 2ten oder 4ten Buche. Aber der Titel enthält eine offenbare Unrichtigkeit. „In deutschen Jamben,“ sagt Dr. Nürnberger. Das ist aber nicht wahr, seine Ueber-

setzung ist, wie die Schillersche, in gereimten, achtzeiligen Stanz en, keinesweges in Jamben, wie Bürgers Uebersetzung des Homer. Es scheint, dem fleißigen Manne sind die Kunstwörter der modernen Metrik nicht so geläufig, wie die Räder der Sorauer Postkaleschen. Aber einen Fleiß hat er, eine Beharrlichkeit, eine Courage, einen Eifer für Kunst und Wissenschaft; daß man gar nicht begreift, wie er dabei preussischer Postmeister seyn kann. Er hat auch über die derivirten Funktionen in der Algebra geschrieben; ich versteh' es zwar nicht, aber es muß doch gut seyn, da es die mathematische Gesellschaft in Hamburg gekrönt und herausgegeben hat. Daraus folgre ich denn, daß seine Postmeisterstelle auch eine derivirte Funktion ist, ich meine eine solche, die aus dem Grunde derivirt ist, daß das Postregal besser nährt, als Wissenschaft und Kunst. Bessern es Minerva und Apollo!

R o s e b u e.

XV.

Kogebue an den Herausgeber des Merkur.

Tenare am 12. Aug. 1821.

Eine wichtige Neuigkeit hått' ich Ihnen schon vor ein paar Monaten melden können; aber es hått' Ihnen damals nichts gehörsen, weil die Censur Ihnen dieselbe unfehlbar gestrichen hätte, ich meine die Nachricht, daß Bonaparte hier angekommen ist. Als er am Erdthore erschien (Tenare hat nemlich so viel Thore als es bewohnte Weltkörper giebt), ward' er mit hundert und einem Kanonschuß empfangen, und etliche Millionen französische Schatten, die im Leben unter ihm gebient haben mochten, riefen: Vive l'Empereur! Statt davon Notiz zu nehmen, nahm er eine Priese, und als ihm der Offizier von der Thorswache herkömmlicher Weise, den mit Lethewasser gefüllten Becher reichete, sagte er: Merci,

und wies den Trunk zurück. Das ist hier nichts Ungewöhnliches; Leute, die im Leben bedeutende Dinge ausgeführt haben, und so zu sagen, etwas gewesen sind, schlagen ihn fast immer aus. Die Meinung des Herrn Grävell, in seinen Briefen an Emilien, über die Fortdauer unserer Gefühle nach dem Tode: „daß es nothwendig sey für Gestorbene, ihre Rückerinnerung im Grabe zu lassen, um im neuen Leben weiser, besser und gottähnlicher zu werden,“ findet hier nur bei Wenigen Beifall. Das Selbstbewußtseyn besteht aus zwei Theilen: aus der Empfindung der Gegenwart und der Rückerinnerung an die Vergangenheit. Diese beiden Theile sind höchst ungleich, da sie sich wie die Gegenwart (die allemal nur ein Moment ist) zur Vergangenheit (die nach den Umständen oft sehr lang seyn kann) verhalten; der erste Theil ist allezeit der kleinere. Ueberdies ist die Gegenwart veränderlich, die Vergangenheit aber

nicht; folglich ist der zweite Theil nicht bloß der größere, sondern auch der festere, der solidere Bestandtheil des Selbstbewußtseyns. Daher rath' ich jedem ab, der nach Tenare reiset, am Thore Lethe zu trinken: denn der verliert dadurch den besten Theil seines Selbstbewußtseyns; er vergißt, was er gewesen ist, und wenn ihn das auch nicht eben hindern sollte, etwas Besseres zu werden, so hindert es ihn doch offenbar, sich darüber zu freuen, weil er es gar nicht merken kann, daß er etwas Besseres ist, als er war. Wer also halbweg was Gescheidtes gewesen ist auf Erden (oder auf einem andern Sterne), der behalte die Erinnerung davon, sie wird ihm auch in den höhern Klassen nützlich seyn.

Aber ich komme ganz von Bonaparte ab. Der hat, wie gesagt, nicht vom Lethe getrunken, und hat dennoch in der kurzen Zeit, die er hier ist, sich gewaltig zu seinem Vortheile geändert. Hören Sie nur! Madame Neme-

sie schickte bald nach seiner Ankunft zu ihm, und ließ sich seinen Magen ausbitten: „sie hätte gehört,“ ließ sie sagen „er wäre an einem Krebse gestorben, der ihm in den Magen gekommen; sie wollte die Sache chemisch untersuchen, und wenn sich fände, daß irgend ein zurechnungsfähiges Wesen ihm *dolo malo* oder *culpa lata* den Krebs in den Magen practicirt, so würde sie dem Schuldigen dafür ihren besten Stecher von Skorpion an das Gewissen setzen.“ Er — sonst so rachsüchtig — ließ gehorsamst danken: „er wäre sehr froh, endlich einmal gestorben zu seyn, und es läge ihm nichts daran zu wissen, woran.“

Herr Hades, der Konsul von Tenare auf Lebenszeit (es ist eine Art von Republik, das liebe Tenare) schickte ihm bald darauf aus seiner Plankammer die Charte des zersprungenen Planeten Pallas = Juno = Ceres = Vesta sammt einer Statistik davon, und schrieb ihm dabei in einem höflichen Billet: „Wenn er Lust

hätte, diese vier Asteroiden zu erobern, sie wieder zusammen zu organisiren, und sich zum Universalkaiser davon zu machen, so stehe es ihm frei, in Tenare eine Armee zu diesem Feldzuge anzuwerben." Die Charte betrachtete er sehr kriegslustig; als er aber in der Statistik die Charakteristik der Bewohner gelesen hatte, schickte er Charte und Statistik zurück: „Er ließe Herrn Hades gehorsamst danken für sein Anerbieten, da aber die Bewohner der Asteroiden sehr viel Aehnlichkeit mit den sogenannten Menschen zu haben schienen, so mög' er mit ihnen nichts zu schaffen haben. Es wäre eben so schwer, diese Race frei zu machen, als sie zu beherrschen, und sie pflegte beides mit Unbath zu lohnen. Der geviertheilte Planet würde am besten zersprungen bleiben, wenn aber im Gegentheil es dem Herrn Konsul einmal gerathen scheinen sollte, die Erde in einige Dugend Asteroiden zu zersprengen, um den Kriegen, Länderabtretungen,

Gränzberichtigungen u. s. w. ein Ziel zu setzen, so würde er mit seinen geringen Kenntnissen in der Minierkunst gern förderlich und dienstlich seyn. "

Sagen Sie selbst, ob der Mann nicht so vernünftig geworden ist, daß man ihm ordentlich gut werden könnte! Uebrigens lebt er hier (oder er ist hier todt, nach eurer Art zu reden) in großer philosophischer Ruhe, und wenn er ausgeht, so sieht man ihn gewöhnlich mit Junius Brutus (dem regum expulsor) oder mit Washington promeniren. Mit jenem hab' ich ihn mehrmals lebhaft streiten hören; vor diesem aber scheint er großen Respekt zu haben, und läßt ihn niemals zur Linken gehen, allzeit oben an.

In das Museum, welches ich hier à la Beygang etablirt habe *), kommt er regelmä-

*) Es gab damals in Leipzig ein Beygang'sches Museum.

fig, ohne sich mit mir oder sonst jemand sonderlich einzulassen. Wenn gemüthliche Frauen, Mystiker oder sonst rührbare Leute da sind, so les ich bisweilen vor. Jüngst geschah das, während er in einer Ecke in Murhards Allgemeinen politischen Annalen las. Ich wählte absichtlich Fouqué's Elegie auf seinen Tod, in der Eleganten, Nro. 146. Als ich an die Stelle kam: „Erbarmen, Erbarmen, Erbarmen dem Sünder!“ lächelte er recht wundersam, indem er eine Prife nahm, und nach den Worten:

— — „Amen! Klang's dem Säng' durch be-
bende Saiten
Seiner Seele dahin, und es verstummet sein
Lied!“

nahm er wieder eine, und sagte: Bon! Französische Journale liest er gar nicht, und gestern fragte er, ob ich türkische verschreiben wollte? Als ich ihm erwiederte, die Türken würden zur Gnüge in den deutschen abgefertigt

get, sagte er: „Man hört gern beide Theile.“ Damit legte er Dr. Sickels „Anastasia ober Griechenland“ u. s. f. aus der Hand und ging weg. Heute hab' ich ihm Krugs neueste Flugschriften auf den Tisch gelegt. Es ist doch immer ein interessanter Mann, und wenn man ihn so lesen sieht, möchte man gar zu gerne wissen, was er dabei dächte. Vielleicht mach' ich ihn einmal gesprächig.

Die Trauerspiele wachsen ja jetzt in Deutschland wie die Pilze. Ich habe den König Erich des Herrn von Ruffenberg gelesen. Das ist freilich nicht gut aufzuführen; aber wissen Sie wohl, daß mir dieser Bruderzwist viel besser gefallen hat, als der Johann von Finnland der Frau von Weiffenthurn? Es ist im Grunde der nemliche Stoff, und meistens sind's auch die nemlichen Charaktere; aber der von Ruffenberg hat doch Kraft hinein gethan: sein Erich ist ein poetisch-tüchtiger Bösewicht bis zu seinem Untergange. Bei der Frau von

Weiffenthurn ist er es nur, so lange sie einen braucht; gegen das Ende, wo alles gut ablaufen soll, wird er auf einmal gerührt und gutmüthig, und wer macht ihn dazu? Seine Frau, durch eine Komödie, die sie mit ihm spielt. Man merkt es, daß eine Frau das Stück geschrieben hat, theils an dem eben erwähnten Zuge, theils auch an dem *accouchement en récit*, worin die Königin die Rolle der Titania aus Wielands Oberon spielt. Es ist doch kurios, daß auf dem Theatertische kraftlose Suppen und Puppen (unter welche letzteren auch die Herzogin von Finnland gehört) immer noch den meisten Beifall finden, ob schon ich todt bin, den man für die Ursache dieses faden Geschmacks hielt. Am Ende steckt es doch wohl im Volke von Haus aus.

Die Gefesselten von Raupach haben excellente Parthien; aber ewig Schade! der Mann hat sich wiederum, wie in der Erdenacht, in eine Kontroverse der Moralphiloso-

phie versteht, und beide Liebende tödten sich, weil sie Schwüre gethan haben, deren Erfüllung sie im Leben trennt. Wer hieß sie schwören? Und wenn sie es denn einmal gethan hatten, und nicht meineidig werden wollten; eh bien, so mußten sie ihre Liebe lebend bezwingen, wenn man sie für stark halten sollte. „Schuld nur giebt — oder Schwäche — sich den Tod,“ aber Schwäche wird nie erhaben, sie mag so poetisch deklamiren, als sie will.

Ich hab' auch in der Brunhild von Ferdinand Wächter geblättert. Da scheint es sehr niebelungisch drin herzugehen. Die Heldin wird S. 188. vor den Fenstern an den Schweif eines wilden Rosses gebunden und jämmerlich hingerichtet, nachdem sie schrecklich gefoltert worden. Kurz vorher sagt sie:

O Hülenpein in meiner Qualenbrust!
 Daß mir das Höchste das Vaterland nicht war,
 Und ich nach deutscher Frauen Art nicht lebte,

Das macht, daß mich's vor dem Tode furchtbar
schaubert.

Berzweiflung! Höllenangst! mein Herz zerreißt!
O! banges Seufzen! marterreiches Stöhnen!
Ich bin im Zahn der wüthigsten der Qualen.

Die Qual scheint hohle Zähne zu haben;
aber die beißigen Recensenten haben spizige,
wehe dem, der dazwischen kommt. Ich weiß
ein Liedchen davon zu singen.

Rosébue.

XVI.

Rosébue an den Herausgeber des Merkur.

Lenare, am 10. Sept. 1821.

Mein tartarisches Museum à la Bergang
hat vortrefflichen Fortgang. Das heißt natür-
lich nicht: ich verdiene Geld dabei (denn Geld
giebt's hier nicht); sondern es heißt: ich ge-
winne dabei an Einsichten und Gedanken, wel-

ches in diesen Regionen der einzige mögliche Gewinn überhaupt ist. Ich hab' Ihnen schon geschrieben, daß mich Bonaparte fleißig besucht, und daß er fast gar nicht spricht. Das war mir fatal, und ich nahm mir daher am 1sten d. M. die Freiheit, ihm das Réglement meines Museums in Erinnerung zu bringen, worin geschrieben steht, daß die Abonnenten, die hier lesen wollen, wenigstens alle Monate ein Abonnement in Gedanken entrichten müssen, indem sie mir auf eine Frage antworten. „Eh bien,“ sagt' er, „demandez toujours;“ — Sire, fragt' ich nun, was halten Sie für Ihren größten Fehler auf Erden? Ich wünschte mein bester Herr Philippi, Sie hätten das sarkastische Lächeln gesehen, womit er mir antwortete — auf deutsch antwortete: „Meine Geburt.“ Ich hätte so dumm seyn müssen, als alle diejenigen zusammen genommen, die ihn auf Erden nicht verstanden haben, wenn ich nicht gemerkt hätte,

daß er mir bloß darum deutsch antwortete, damit ich desto besser den Doppelsinn oder Vielsinn merken möchte, der in den Worten lag. Gleich war ich daher mit der zweiten Frage heraus: Was verstehen Ew. Majestät unter Geburt? „A l'abonnement prochain, Monsieur; je n'aime pas payer d'avance,“ erwidert er lächelnd und ging. Wir — Sie und ich — werden also noch einen Monat warten müssen, ehe wir erfahren, was er eigentlich gemeint hat; aber es ist gewiß nichts Dummes gewesen.

Die unerwartete Ankunft der Königin Caroline hat hier große Sensation gemacht, selbst unter den Besuchern meines Museums, die doch durch die Zeitungsbulletins darauf vorbereitet waren. Schiller, der eben bei mir die französische Uebersetzung der Maria Stuart gelesen hatte, wurde davon so angeregt, daß er — gleich als ob er eben eine Tragödie dichtete — ausrief: „Mylords, diese Königin starb

euch sehr gelesen.“ Und in der That, mein Bester, ich wüßte keinen bessern Stoff zu einer historischen Tragödie, als diese Geschichte, von der ich hier in Venare freilich etwas mehr weiß und begreife, als eure Tragöden. Aber lassen Sie nur erst ein Paar hundert Jahr in's Land gehen, so wird das alles auf Erden so bekannt seyn, als hier, und der Schiller für diese neue, weit tragischere Maria wird sich schon finden, vielleicht gar ein Shakespeare, denn ewig kann's doch mit der tragischen Dichtkunst in England nicht so lebern bleiben, wie es jetzt ist. Man wird es zu seiner Zeit schon fühlen, daß diese Caroline zur tragischen Heldenin wie gemacht ist. Ich bin davon völlig überzeugt, denn Aristoteles, der bei mir bisweilen in der Jenaischen Literaturzeitung blättert, und Zimmermanns dramaturgische Blätter für Hamburg mit großer Aufmerksamkeit liest, hat mir das so klar auseinander gesetzt, daß ich die Tragödie quaestionis vielleicht

schon fertig hätte, wenn ich noch lebte. „Fehler,“ sagte er u. a. „vielleicht gar einige Sünden, sind da; Kraft, Muth, Troß gegen die Feinde, mit Einem Worte, Stärke des Charakters — auch da; das echte Pathos, wenn Frau Nemesis es nicht wirklich findet, und es der Alten auf dem Parnasß anzeigt (er meinte die Klio), kann zu seiner Zeit hinein gedichtet werden, und so wird nichts fehlen, was zu einer vollkommenen Tragödie erforderlich ist, und was weit besser benutzt werden kann, als es jetzt auf Erden zu geschehen pflegt. Die christlichen Tragödien malen die Kraft, wo ja welche ist, in ihren Hauptcharakteren, gar zu gern bloß tragend, bloß sich ergebend und duldend; diesen Fehler hat z. B. auch die Maria St.—.“

Der alte, attisch geschliffene Kritikus bemerkte hier eben, daß Schiller noch da war, und so ließ er das St. in ein leises „Still“ verschweben. Er führte aber sein Thema an

Galberons standhaftem Prinzen und einigen andern Beispielen aus; war jedoch weit davon entfernt, die Ursache von der Weichlichkeit der modernen Tragik in dem Christenthum zu suchen. Das achtet er sehr hoch, und ist der Meinung, daß es blos an den Poeten liege, wenn sie nichts weiter, als ihre leiernde Romantik, heraus zu singen wüßten, für welche Meinung er dann gewöhnlich Klopstock als Beispiel anführt. Wend' ich ihm ein, daß ein Epos keine Tragödie sey, so behauptet er, daß sey in dieser Beziehung einerlei, die moderne Romantik aber sey ein Brei, woran die Altgriechen sich nie würden gewöhnt haben, auch wenn sie Christen gewesen wären; wie er denn auch hoffe, daß die Neugriechen, wenn sie wieder zu einem Volke werden sollten, dieses a posteriori beweisen würden.

Wir kamen bei der Gelegenheit auch auf die Befreiung Griechenlands zu sprechen, nemlich nicht auf diejenige, worüber die

Herren Krug und Went sich jetzt ein wenig disputiren, sondern auf die, welche Karl Sondershausen in zwei dramatischen Gemälden, Scanderbeg und Larissa, herausgegeben hat, bei Hahn in Altenburg. Da ich Ihnen denn doch einmal über dergleichen Dinge schreiben muß, so wollt' ich den Alten darüber ausholen. „Der Stoff ist gut,“ sagte er, „der Poet auch; er weiß zu charakterisiren, es sind Gedanken in seinen Versen, es ist Kraft in den Handlungen wie in den Worten, besonders in denen des Helden; aber — die Geliebte, die Larissa mit ihrem unnützen Opfertode — sehen Sie, da ist mit wieder der Brei, die Romantik, die Liebe und so weiter.“ Und da kam er denn wieder auf das vorige Kapitel, welches er mit der Bemerkung schloß, daß Voltaire über den Gebrauch der Liebe als Episode in der Tragödie ganz vernünftig gesprochen, und daß er (der Alte) über die Art, wie Sophokles in der Antigone die Liebe be-

handelt, in seiner Poetik sich gründlich herausgelassen haben würde, wenn er vor ein Paar tausend Jahren hätte ahnen können, daß durch die Geschmackslegislation der Franzosen die Liebe zum förmlichen Requisite in der Tragödie werden würde.

Ja, (bemerkte ich hier) das kommt denn aber doch wohl am Ende vom Christenthum: das ist einmal eine Religion der Liebe, und da nun — „Verwirrung der Begriffe!“ fiel er ein. „Die Liebe, welche das Geschlecht fortpflanzt, was hat sie mit der gemein, welche in den Lehren des Christus athmet?“ Ich wußte da nichts Erlecklicheres weiter drauf zu sagen.

Indem ich mein Gespräch mit dem Alten wieder überlese, fürcht' ich, daß Sie nicht recht verstehen werden, was er von der Nemesis sagte, die vielleicht der Klio über ein wirklich gefundenes Pathos im Leben der Königin Caroline Bericht erstatten, und dadurch den

künftigen Poeten die Mühe, eins zu erdichten, ersparen würde. Das bezieht sich nemlich auf eine Anekdote, die sie gleich hören sollen.

Ich habe Ihnen geschrieben, daß die Nemesis, bei Bonaparte's Ankunft, sich dessen Wagen zur Untersuchung ausbitten ließ, daß er aber die Sache so höflich als philosophisch ablehnte. Die Königin hatte davon gehört in Tenare, und wie denn Frauen einander gern mit den erhaltenen Körben aufziehen, so schickte sie der Nemesis ihren Wagen mit einem Billet, dessen Inhalt nicht recht bekannt geworden ist; indem bloß so viel verlautet, daß Nemesis beim Empfange der Sendung ein furchtbares Medusengesicht gemacht — man weiß nicht, ob über den Wagen oder über das Billet. Diese Geschichte hatte Aristoteles im Sinne: der alte Kritikus hat eine wunderbar feine Nase, wo es irgend einen Atom von tragischem Stoffe zu wittern giebt, zumal wenn derselbe in sein System der Poe-

tif paßt. Dahin paßt nun aber ein königlicher Wagen nur in dem einzigen Falle, wenn er pathetisch ist, welches aber bei Aristoteles noch etwas anderes bedeutet, als bei Schiller in der Abhandlung über das Pathetische. Ich glaube, man könnte es ungefähr bezeichnen, als ein hartes Leiden, welches einem tragischen Helden durch fremde Willkühr (im Gegensatz des Zufalls, oder der blinden Natur-Nothwendigkeit) widerfährt; daher hat es denn auch wohl der Professor Hermann ganz richtig, nur ein wenig zu kriminalistisch, durch *crimen atrox* übersetzt.

Der selige Haller war gewaltig erstaunt, als ich ihm das flugschriftliche Sendschreiben mittheilte, welches sein Enkel, das gewesene Rathsmitglied zu Bern, an seine werthe Familie erlassen hat, um ihr seinen Uebertritt zur katholischen Religion bekannt zu machen. Ich machte ihn aber auf die Stelle S. 5. aufmerksam, wo klar zu lesen steht, daß Herr

Carl Ludwig von Haller keinesweges von der evangelischen Kirche zur katholischen übergetreten ist. Denn er sagt ja daselbst; die letztere habe ihn zu religiösen Gefühlen erhoben zu einer Zeit, da er sich nur selbst eine Religion geschaffen hatte. Von dieser selbsterschaffenen Religion ist er abgefallen, und das muß seine Familie nothwendig erfreuen, wenn er auch nicht gleich zur evangelischen übergegangen; er ist doch nun ein Christ geworden, welches er vorher nicht gewesen zu seyn scheint, besonders damals nicht, als er die Staatswissenschaft restaurirte. Dem Großpapa will das aber nicht einleuchten; er betrachtet den Fall medicinisch, und glaubt, sein Enkel leide an einer Kopfkrankheit. Das will aber wiederum mir nicht in den Kopf, denn ich finde in seinem Sendschreiben vielmehr Spuren von großer Schlaueit. So z. B. ist er nach S. 23. krank darüber geworden, daß die Zeitungsschrei-

ber seiner Familie seinen erfolgten Uebertritt zur katholischen Religion bekannt gemacht haben. Er hat also heimlich Katholik seyn wollen, und das war schla u, denn dann konnte er zu gleicher Zeit Katholik und Rathsglied zu Bern seyn. Wo ist da eine Spur von Krankheit im Kopfe? Das deutet vielmehr auf einen gesunden Magen, der mit dem Kopfe einig ist. Und noch mehr! S. 13. erklärt er, daß er seinen Uebertritt besonders darum habe verheimlichen wollen, weil er hoffte, „sein vierter Band der Staatswissenschafts-Restoration, vermeintlich aus der Feder eines Protestanten (und Enkels eines Reformators) geflossen, dürfte dann etwas stärkeren Eindruck machen,“ Das ist feine Politik, wenn gleich nur Autor-Politik.

„Dürfen die Fürsten Deutschlands bei dem immer fühlbarer werdenden Plane, den Katholicismus aus Deutschland zu verdrängen, ohne alle Besorgniß für die Sicherheit ihrer

eignen Throne seyn?" Ein Buch über die Frage hat der Pfarrer Wolf zu Klein-Kinderfeld geschrieben. Er behauptet unter andern, S. 34., daß der Katholicismus die Staaten vor Revolutionen bewahre. Aus dieser Behauptung schließ ich, daß nach Klein-Kinderfeld nicht die besten Nachrichten über die neueren Revolutionen gekommen sind, denn mir ist keine dergleichen Revolutionen bekannt, die in einem protestantischen Lande ausgebrochen wäre. In dem katholischen Frankreich brach die wichtigste aus; das katholische Italien wurde revolutionirt durch das revolutionirte Frankreich; protestantische Länder konnte es nur erobern. Und Spanien, Portugal, Neapel, Griechenland — sind das etwa evangelische Länder? Der Wolf zu Klein-Kinderfeld scheint mir ein Wolf im Schafskleide zu seyn. Er hat auch „Johann Sterk, eine schwedische Verfolgungsgeschichte,“ geschrieben als Seitenstück zu der Inquisitionsgeschichte.

schichte: Isaac Martin. Da aber der Jesuit Sterk, überwiesen, gegen die Gesetze des Staats gehandelt zu haben, von dem Reichsrathe zum Tode verurtheilt, davon aber wieder losgesprochen und nur aus dem Reiche verbannt wurde, wo er sich eingeschlichen hatte, so hat diese Verfolgung der protestantischen Kirche nicht einmal so viel Gewicht, den bloßen Gedanken eines Inquisitionsgerichts, geschweige dessen Regerverfolgung, aufzuwiegen.

Aber wo gerathe ich hin? In die Kirchengeschichte, am Ende gar in die Theologie. Nehmen Sie es nicht übel, Herr Philippi, es war mir eben, als ob ich noch auf Erden wäre, und an meinem literarischen Wochenblatte schrieb. Es ist doch schade, daß dem nicht also ist! Die entsetzliche Menge von Versen, welche jetzt auf, für, über und an die Neugriechen in allen Zeitblättern gedruckt werden, die hätte ich garstig durchhecheln wollen, ohne mich an die auch schlechten

Verse einer bekannten literarischen Maske zu
lehren, welche lauten:

Laßt die Warmen
Sich erbarmen
Der Gedrückten!
Die Entzückten,
Laßt sie träumen!
Und vor allen,
Wie's mag fallen,
Laßt die Poeten reimen!

Fallen? Ja, wie soll's fallen? Die liebe
deutsche Jugend wird aus Liebe für die grie-
chische Sache die griechische Sprache versäumen,
der Fall ist der sicherste.

R o s e b u e.

XVII.

Rogebue an den Herausgeber des Merkur.

Benare, am 18. Octbr. 1821.

Ich gratulir' Ihnen, werther Herr Redacteur, und dem gesammten Deutschlande, ja dem ganzen Europa, zu der Wiederkehr des großen Siegestages, der euch alle so frei gemacht hat, daß es eine wahre Lust ist, es von weitem mit anzusehen. Und um auch meinerseits dieses Fest zu feiern, will ich heute anfangen, den reichsten und beliebtesten Theil der deutschen Literatur die Revue passiren zu lassen, nemlich die Almanache.

Mein eigener, der Almanach dramatischer Spiele, den der wackere Kummer durch wackere Theaterdichter fortsetzen läßt, enthält, wie ich sehe, sieben Stücke, wovon nur Eins nicht hinein taugt, weil es zu gut ist. Suchen

Sie's einmal heraus, mein Bester, und nennen Sie's in einer spikwinkligen Note *).

Das Becker-Kindsche Taschenbuch zum geselligen Vergnügen ist auch ein bisschen dramatisch, es enthält die Truhe von F. Kind.

„Siehe das kleine Geweb', die Truhe, die Kind
uns geöffnet,
Aber sie birgt in sich manchen gar lieb-
lichen Schatz.“

sagt der Wegweiser in der Abendzeitung Nro. 79. und er hat recht. Gleich S. 7. find' ich einen sublimen Gedanken. Frau Sabine, die ein Motiv braucht, um abzugehen, hat glücklicherweise drei bis vier Wochen lang vergessen, nach dem Beifuße zu sehen, und schließt nun ihren behorchten Monolog mit den Worten:

Der hört zu Besenreis mir ein,
Am Ende schämt die Gans sich sein!

*) Lieber die sechs andern, da könnt' ich das Suchen ersparen. Phil.

Longin mag sagen, was er will, ich finde den Gedanken erhaben. Bei Lebzeiten, in meinem Wochenblatte, hätt' ich ihn vielleicht als eine abgeschmackte Hyperbel bespottet, weil sich hier die Gans erst gebraten, also nach ihrem Tode, ihrer ausgedörrten Füllung schämt; aber ich hätte unrecht gehabt, man kann sich auch nach seinem Ende schämen: ich selbst z. B. schäme mich jetzt häufig des dürrn Beifußes, womit ich meine Almanachs angefüllt habe, und verdenk' es niemand, der sich bloß an die Aepfel hält, wovon sich in jedem doch immer Einer befindet. Ein noch glücklicherer Zug findet sich S. 18. Da erzählt der Liebhaber seinem Linchen folgende Anekdote:

Vor ein'gen Tagen

Zieht ruhig hinter'm Leichenwagen

Die löbliche Schustergilde her.

Da kommt doch durch den dicksten Haufen

Ein weißer Pubel rasch gelaufen,

Am Schwanz eine Schleife von Trauerband,

Um — denken Sie sich den Verstand —

Ein Stück bei Seit' gebrachten Kuchen
In des Leichenbitters Tasche zu suchen.

Dabei steht unten eine Note des Inhalts:
 „Bei etwaiger Wiederholung muß hier je-
 „besmal ein anderes Anekdotchen oder Stadt-
 „geschichtchen, wenn auch nur in Prosa,
 „oder auch ein sogenannter Wischwaschi ein-
 „gelegt werden.“ Ganz richtig hat der Dich-
 ter gefühlt, daß solche witzige Anekdoten bei
 häufiger Wiederholung sad werden, und sein
 Rath, immer andere einzulegen, wäre nicht
 bloß der Bühne, sondern auch dem Rathgeber
 zu empfehlen. Was eigensinnige Dramatur-
 gen fordern, nemlich, daß die Anekdoten auch
 passen, daß sie in irgend einer geistreichen
 Beziehung auf den Moment der Handlung
 stehen sollen, das kommt hier nicht in Be-
 trachtung, denn die Original-Anekdote (vom
 Pudel mit der Trauerschleif am Schwanz)
 ermangelt solcher Beziehung, und mithin wird
 hier jede eingelegte passen. Das zweite Drama

in diesem Almanach ist von Houwald. Das ist kein, zu Besenreis ausgedörrter Beifuß, sondern ein wirklicher Besen, womit der Dichter die Schicksalstragödien, und namentlich die Schuld mit ihrer Zigeuner-Wahrsagung von der deutschen Bühne zu stäupen trachtet, vermuthlich, damit er mehr Raum gewinne, seine Leuchttürme als Wegweiser für verirre dramatische Dichterschiffe dort zu erbauen, und seine Bilder daselbst aufzuhängen, nachdem sie „am Galgen“ der Nemesis gebient haben. Ich kann's ihm nicht verdenken; aber die Nemesis, welcher ich das Drama vorgelesen habe, meinte, es sey nicht sonderlich klug, Schicksalstragödien zu parodiren, wenn man selbst welche mache, und ihr namentlich erwachse daraus nur immer neue Mühe. Nun, sie kann recht haben, die Frau Wurst-wieder-Wurst; aber für das Wieder-Wurst-Machen ist sie ja da.

Ärgerlich ist es mir gewesen, daß der

Verleger, Herausgeber und Eigenthümer der Urania die Lockbeeren seiner Preisaufgaben für die Zukunft eingezogen hat. Da es seit Ernst Schulze keinem Sterblichen gelungen ist, den Preis zu erlangen, so war ich, der nun Unsterbliche, willens, mit einer Erzählung darnach auszulaufen, begreiflich nicht um des Geldes willen, sondern wegen der Ehre. Vom Inhalte der Urania hat mir im Grunde nichts gefallen, als die historische Skizze, Radegundis und Amalfred, von E. W. Böttiger, dem Sohne des berühmten Archäologen. Schön geschrieben, kurz und gründlich skizzirt, wenig, aber mit erhebender Umsicht reflektirt, wie es dem Geschichtsforscher geziemt. Die Wahl des Stoffes war sehr an der Zeit. Die deutschthümlichen und mittelalten Tragödien gehen gern schöpfen an diese Quelle im Gebiete der Geschichte. Der selige Wegel hat seinen Hermanfried dort herausgefischt, und die Brunhild, von der ich

Ihnen neulich schrieb, ist auch nicht weit davon auf's Trockne gebracht worden. Wer wieder dort schöpfen will, der wird wohl thun, von diesem Böttiger sich die Reifen um sein Schöpffäß zu holen, denn ohne gute historische Reifen hält so ein Gefäß nicht lange, trotz alles poetischen Peches, welches unter Feuer und Qualm hinein gegossen wird.

In dem Glebitschischen Taschenbuche zum geselligen Vergnügen, dem bekannten wohlgerathnen Stiefbruder und Gegner des Kindschen, steht wieder eine Teufelsgeschichte von Hoffmann, der Elementargeist. Es gefällt mir, daß dieser phantastische Schriftsteller nicht müde wird, den Teufel und seinen Anhang so fest mit der modernen Welt zu verflechten, daß es am Ende schwer werden wird, euer irdisches Paradies (die Modewelt mein' ich) von der Hölle zu unterscheiden. Dieses Künstlers Werkstatt gleicht der Hexenküche im Faust, doch muß man loben, daß der infer-

nalische Schmutz darin fehlt, wie sehr er auch dort (im Faust) poetisch am Plage seyn mag. Daß Gott! wenn ich ihn so gemalt hätte, wie würde mir's gegangen seyn! Es ist zu verwundern, was in der Welt den wirklichen Dichtergenies alles nachgesehen wird, während man es mit den Theaterdichtern wer weiß wie genau nimmt.

Der Almanach, die Rheinblüthen, blüht zum zweiten Male, und das recht artig. Die alte Minerva ist diesmal dick und mager zugleich, eins eigentlich und das andere figürlich. Das Frauentaschenbuch, ach! es wird nicht mehr von Fouqué redigirt. Aber Friedrich Rückert ist auch ein Poet, und der giebt es nun heraus. Sein 31stes Lied S. 46. ist ein wahrer Genieblitz:

Wie ein Seufzer ihr entschlüpft,
 Und ich frage: wohinaus?
 Spricht sie: „gleich in's nächste Haus.“
 O wie hat mein Herz gehüpft;

Denn sie hat es wohl gewußt,
Daß das nächste meine Brust.

Es sind aber auch schlechte Gedichte in dem Buche, z. B. eine Romanze von G. Schwab, und eine Legende von Helmina von Chezy. Wenn ich sage schlecht, so versteh' ich darunter gut, wie mein Kosakenhettmann im Benjowsky. Was die Penelope betrifft, so wäre es wunderbar, wenn ich sie recensirte; denn der Herausgeber, Th. Hell, hat es im Wegweiser Nro. 77. bereits selbst gethan, und zwar in antik gemessenen Versen. Das find' ich sehr geschmackvoll: denn in Versen nehmen sich Komplimente noch einmal so gut aus. Wenn er aber dort von einem Gedicht der Agnes Franz redet:

„Das aus tiefem Gemüth hier sie gestaltet so
zart,“

so ist das eine Reminiscenz, die ich vindicire, denn ich habe einmal von dem Wegweiser gebichtet:

Ach! und aus tiefem Gemüth streckt er den
Arm aus von Holz.

Ich dächte, mein Bester, es wär' am Besten,
wenn Sie zu Ihrem literarischen Mer-
kur auch einen literarischen Wegweiser schrie-
ben. Ich liefere dann Beiträge in Versen,
und zwar à la Hipponax, in Hinkjamben,
z. B. so:

Die schönsten Blüthen des Gemüths in den Al-
manachen

Sind die Erzählungen, die sie so dick machen.

Von zarter Lieb' erzählt, von Himmlischer,
Agnes Franz,

Mich hat's gerührt, und doch las ich es nicht
einmal ganz.

Die Gans, die Martinsgans, von Präkel ist
ein Gerichte,

Worin ein Schatz sich birgt, ein Schatz von
großem Gewichte.

Viel zu gedrängt erzählt, zu warm, Gustav
Schilling, und

Ich lobe mir die Mähr' der Brachmann, der
Knapp' von Burgund,

Denn Schillings Wittwen-Lohn spricht allerdings
das Gemüth an,

Die Kindeslieb' ist schön; allein der Knappe,
 der zieht an
 Mit andrer Liebe, die nach höhern, süßern
 Lohne ringt,
 Und wenn sie hat geflegt, Wickelkind hervor-
 bringt.
 Der Verse giebt's nicht viel in unfres Hell Las-
 schenbuche,
 Und wer Gedichte sucht, les' im Register und
 suche.

Kogebue.

XVIII.

Kogebue an den Herausgeber des Merkur.

Genare, am 18. Novbr. 1821.

Nichts lieb' ich mehr, als malitiose Bücher,
 denn diese darf man ohne Gewissenskrupel
 malitiös recensiren, und das ist mein Fach.
 Deswegen schreib' ich Ihnen con amore über
 Adolphs von Schaden Katersprung von

Berlin über Leipzig nach Dresden, der bei Kollmann zu haben ist. Das ist ein grundmalitidöses Buch! Der Herr Adolph von Schabenfroh kritisirt in Leipzig den Buchhandel. „Etliche deutsche Buchhändler, denen bedeutames Vermögen, Glück und Alter der Firma vorzügliches Ansehn verschaffte, missbrauchen dasselbe häufig auf Kosten ihrer Kollegen, und diese Matadore üben eine Art unerträglicher Handelsdespotie aus, daher einer dieser Herren auch längst, und sehr treffend bezeichnend, unter dem Namen: „Der papierne Napoleon,“ im deutschen Buchhandel berüchtigt ist. Alle Welt merkt, auf wen das geht: auf den goldnen Mann, der die Autoren reichlich in unbeschnittenem Golde bezahlt, dafür aber den Sortimentshändlern den Kabbat beschneidet, und nur den Soliden Kredit giebt. Matador nennt er ihn. Höchst boshaft! Denn das spanische Wort kommt von dem lateinischen mactator her, und be-

zeichnet den Ochsenschlächter beim Stiergefechte, und so macht er Gleichnißweise den ganzen Buchhandel zu einem Stiergefechte. Hat einige Aehnlichkeit damit, ja: wenn ein belletristischer Dchse von Verlagsartikel in den Schranken erscheint, gleich schreit der Plebs: los perros! d. h. die Hunde los! und die Recensenten fangen an zu bellen. Aber der mactator, das ist kein Buchhändler, sondern es ist gewöhnlich wieder ein neuer Dchse, der den alten überrennt und mit den Hörnern aus dem Wege wirft. Also paßt das Gleichniß wie Faust auf's Auge.

Weiter erzählt Herr von Schadenfroh: er sey in Leipzig seines Passes wegen, in welchem ein Schreibfehler sich gefunden, bei der Polizei in Verlegenheit gerathen, und da hab' er einen Gelehrten Namens Methusalemus Hydrocephalus, der ihn seit 1816 ununterbrochen seiner besondern Freundschaft versichert, als seinen Bürger genannt. Als er aber bitt-

lich zu ihm gekommen, habe derselbe gesagt:
„Ach mein theuerster Freund! Sie können nicht glauben, in welche große Verlegenheit Sie uns setzen, wir möchten Ihnen gern dienen, allein allerlei Bedenklichkeiten halten uns ab, mit der hiesigen Polizei in nähere Verbindung zu treten, indeß —“ Endlich hab' er sich denn doch hingesezt, und eine lange Urkunde voll ungewaschenen Zeuges aufgesezt, wodurch am Ende nichts bezeugt worden, als daß er, Schadenfroh, ein Mensch sey. — Ei das war schon zu viel! Er ist ja ein Kater, der Herr Reisebeschreiber, ein recht boshafter Kater, der im Springen die Leute krallt; und der Gelehrte Methusalemus hat es vor dem Dresdner Liederkreise zu verantworten, daß er durch sein falsches Attest die Leipziger Polizei vermocht hat, diesen Kater Murr nach Dresden springen zu lassen, wo er mit beiden Vorderpfoten auf die Abendzeitung und auf den Wegweiser loshaut, während

er freundlich knurrend an Ihren literarischen Merkur anstreicht. Das Letztgedachte ließ ihm Gott rathen, denn ich, Ihr Mitarbeiter (den Sie doch billig auch einmal wegweiserlich loben sollten) hätte sonst die Gestalt eines potenzierten Katers, eines Tigers angenommen, und den Berliner Kater in 10,000 Fegen zerissen. Aber warum will er die Abendzeitung zerreißen? Das ist auch meine Sache, und wer mir da in's Handwerk fällt, der zwingt mich, meinen Fraß zu vertheidigen. Er mokirt sich darüber, daß sie einen wirklichen, und daneben noch einen Ehrenredacteur hat, und sagt bei dieser Gelegenheit: „Der ehrliche Professor Subiz zu Berlin kündigte etliche Jahre lang den großen Göthe als ersten Mitarbeiter des Gesellschafters an, und Göthe hatte ein Einzigesmal ein 4 Zeilen langes Gedicht dem Blatte geliefert.“ Nun eben darum! Was dieser Berliner Professor gethan, warum soll die Abendzeitung nicht Aehnliches thun?

Ich sage Aehnliches, nicht Gleiches, denn zwischen dem Nominalmitarbeiter des Gesellschafters und dem Nominalredacteur der Abendzeitung ist noch ein Unterschied. Den Wegweiser nennt er einen feilen Cicerone und den eigentlichen Tummelplatz der Herren Gevattern und Frau Gevatterinnen und ihrer Bettern und Ruhmen; ja er spricht sogar von einer zahlreichen Clique, die nichts außer ihr aufkommen lassen will, und es ist nur allzuklar, daß er damit die Kunststrichterlichen Poeten des Liederkreises meint, die doch gewiß und wahrhaftig die gemüthlichsten Recensenten auf Erden sind. Ich bin immer sehr mit ihnen zufrieden gewesen; nur die Senaischen Ragen haben mich geplagt; aber ich hab' ihnen auch dafür Nußschalen an die Pfoten geklebt, daß man sie überall am Tritte erkannte. Und mit diesen liebelt der Rater S. 115! Dafür klämm' ich ihm hier billig den Schwanz ein, und sein Geschrei soll meinen Ohren lieb-

licher Klingen, als auch das Concert der Kapelle, wobei hier in Tenare Haydn und Mozart allezeit die Hörhörner ansetzen, um in der Entfernung keinen Ton zu verlieren *).

Wit einem Worte, mein werther Herr Redacteur, der Herr Schadenfroh mag sich rühmen, so viel er will, daß er Ihr Mitarbeiter ist, ich kann ihn darum nicht schonen.

*) Nun, was sagt denn Mozart zur Aufführung seiner großen Sinfonie am 30 Nov.? Ich sollte meinen, er könnte das Hörhorn immer umkehren und seinen Dank herauf trompeten. — A propos, da das Abonnement für Ihr Museum ohnedies gerade fällig ist, so lassen Sie sich doch diesmal gefälligst mit der Antwort auf folgende Frage bezahlen: „Wie es denn käme, daß Dresdens weitberühmte Kapelle, an Theaterabenden in den Zwischenakten seit Jahren nur immer ein und dieselben Musikstücke, namentlich die Menuet eben jener Sinfonie, vernehmen läßt, während jedes andere Musikkorps sich der Mannigfaltigkeit befließigt?“ Als Kunstverwandten kann ihm der vielleicht psychologische Grund dieses befremdlichen Uebelstandes schwerlich fremd seyn. Phil.

Er ist ein moquanter Mensch, der sich sogar S. 202. damit breit macht, daß er die Sappho und Ahnfrau parodirt und die Kind'sche Truhe kritisiert habe, und von welchem also das Wiener goldne Bließ nichts Besseres zu erwarten hat.

Aber à propos, wie steht's denn mit diesem goldnen Bockfell? Ich lese ja nichts mehr davon in euren irdischen Journalen. Warum wird's denn in Dresden nicht aufgeführt? Ist's zu lang? Man streich' es zusammen. Ist's zu langweilig? Man set' es in Musik. Ist's noch nicht gedruckt? Man zahle Theaterhonorar. Hat man keine Medea? Man verschreibe sie von Wien durch den Dresdner Ober-Theaterrecensenten. Was gilt's, sie kommt, um nur von ihm getadelt zu werden, von ihm, dem ihre Fehler nur „Fäserchen auf einem Sammetkleide“ sind, welche die Jose Kritik sauber hinweg zu blasen hat *).

*) Eine Theaterkritische Wendung Böttigers in Dresden. M.

Mit dem Katersprunge des Herrn von Schaden hat's eben mancherlei Spaß auf meinem Museum gegeben. Bonaparte nahm es in die Hand, und der Kagenreiter auf der Titelvignette mocht' ihn locken, darin zu blättern. Ich nahm mir sogleich die Freiheit, ihm zu sagen, daß ein Kapitel: *Napoleon*, darin stünde. Er reichte mir das Buch und sagte: „Lisez!“ So las ich denn von S. 60. an bis S. 64., er hörte wohlgefällig zu, und sagte: *Mais il voit les choses à peu-près telles qu'elles sont, que ce Monsieur de la chatte.* Wiederholen muß' ich ihm die Stelle, wo der Herr von Schaden die Vermuthung äußert, daß eine Universal-Monarchie — wenn sie nur möglich wäre — das menschliche Geschlecht vielleicht auf eine nimmer vorhanden gewesene Stufe der Kultur und Glückseligkeit erheben würde. *C'est cela, erwiederte er; il faut, pour les affaires des nations, un juge puissant, un tribunal su-*

prême. Ich gab das zu, bemerkte aber unmaßgeblich, daß da denn doch wohl eine collegialische Justizverwaltung, (ein heil. römisches Reich, eine heilige Behme, oder sonst bergleichen heilige Verbindung) vorzuziehen sey. Bah! sagt er, cette philosophie est *collégiale*, et les productions de cette espèce de tribunaux fédératifs sont à l'ordinaire *plus* que collégiales. Ich stuzte, und er bemerkte gleich, mit seinem eigenthümlichen Takte, daß ich ihn nicht recht verstand. Daher setzte er hinzu: Vous me comprenez, Monsieur de Kotzebue, car vous savez sans doute ce que c'est, qu'un poète *collégial*. Jetzt fiel mir auf einmal ein, daß collégiäl im Französischen heißt: ce qui sent le Collège (schülerhaft), und die kleine Malice, womit er gerade den Poeten zu seinem grammaticalischen Beispiele gewählt hatte, machte, daß ich einige Augenblicke ganz collegialisch da stand. Zu meinem Glücke

krückte eben Moreau an den Lesetisch heran —
 — Ich sage krückte, denn er hat von seinen bei
 Rückzug abgeschossenen Beinen zur Zeit nur Eins
 zurückbekommen, das andere befindet sich noch in
 Gerichtsbeslag. Die Sache ist nemlich die:
 er forderte beide Beine gleich bei seiner An-
 kunft in Tenare, im J. 1813, von der Ne-
 mesis unter dem Anführen zurück, daß sie ihm
 dieselben unrechtmäßiger Weise, d. h. ohne
 hinlänglichen Nachgrund, habe abschießen
 lassen. Nemesis excipirte dagegen: er habe die
 Beine dadurch verwirkt, daß er mit den Fein-
 den seines Vaterlandes sich verbunden habe,
 um — den Orden vom blauen Hofenbände
 zu verdienen, also eigentlich um seiner Beine
 willen. Da diese peremptorische Ausflucht nur
 auf Ein Bein paßte, indem das gedachte Or-
 densband nur an Einem getragen wird, so
 wurde Beklagte zwar sofort kondemnirt, das
 andere, unschuldige Bein mit allen zu
 ziehen gewesenen Nuzungen herauszugeben,

aber in Hinsicht des Ordensbeins (ich glaube es ist das linke) kam es zu Beweis und Gegenbeweis, und Nemesis artikulirte ihren artifiziiellen Beweis so geschickt, daß Moreau mit seiner Klage abgewiesen wurde, „er könne und wolle denn beschwören, daß er bei seiner Ueberfahrt aus Amerika auch mit keiner einzigen Sylbe an den Hosensbandorden gedacht habe.“ Es scheint, daß er diesen schweren Eid zu schwören sich nicht getraut, (Meineid, das irdische Auskunftsmittel in solchen Fällen, ist hier in Tenare nicht thunlich, weil er in dem Augenblicke, da er geschworen würde, auch gleich entdeckt wäre); wenigstens hat er bis jetzt noch nicht um den Schwörungstermin ange sucht, und es kann leicht kommen, daß er Zeit seines Todes auf einem Beine herumkrücken muß. — Nun, genug, dieser berühmte General krückte eben an den Lesetisch heran, als mich Napoleon mit der Stichelei auf die schülerhaften Dichter (poètes collégiaux) et-

was verblüfft hatte. „A propos, général,“ sagte die geniale Majestät, indem sie mir das Buch aus der Hand nahm, „connaissez-vous le nommé *de la Chatte*?“ — Non, Sire. — „Tenez, quand il sera mort, il faudra le prendre à témoin pour gagner votre procès.“ Hierbei schlug er des Herrn von Schaben Gedicht „An Moreau's Denkmal bei Dresden“ (S. 124.) auf, (er muß' es vorher, mir unbemerkt, schon zu dergleichen Behuf eingeknüllt haben) und las es dem General Einbein mit einem so eindringlichen Ausdrücke vor, daß dieser bei dem Schlusse:

Hochtreuehaft bekämpfst du — die Deinen,
 Und soll ich hier an diesem Grabe weinen,
 Vergessen muß ich, daß ein Franke fiel,
 Ein Franke! — gall'scher Rachepeile Ziel —

ich sage, daß er bei diesem Schlusse im ganzen Gesichte wie ein Backofen glühte. Bald darauf aber brach er aus: Er hat Recht! aber wer, Sire: wer hatte mein blutig befreites

Waterland damals zu seinem Fußschemel gemacht? wer hatte — „Ne phrasons pas, mon ami! Ich hatte; aber was hatt' ich? Gethan, was ich mußte, so wie Ihr Waterland nun einmal beschaffen war. Daß ich konnte, was ich zu müssen eingesehen (dieses Plagiat sollte ein Kompliment für Schiller seyn, der eben auch im Zimmer war), das fällt Ihrem Waterlande zur Last. Ich habe nicht gelogen, wenn ich den Franzosen sagte, daß ich sie liebte; aber der Fehler war, daß ich sie nicht in gleichem Maaße achten konnte, und so gebrauchte ich sie als Mittel zu meinen Zwecken, die natürlich nicht auf die Beglückung von Frankreich beschränkt waren; ich gebrauchte sie als Pulver, um die alte, verfallene Bastion des feudalistischen Europa zu sprengen; das hab' ich durchgesetzt; man mag nun sehen, wie man sie wieder aufbaue, u. s. w.“

Dieses u. s. w. ist meine Respektsbezeu-

gung für die deutsche Censur; was die geniale Majestät weiter sagte, das kann ich nur an einen englischen Journalredacteur schreiben.

Koheue.

XIX.

Koheue an den verantwortlichen Herausgeber des Merkur.

Genare, am 24. Dec. 1821.

Ich wünsch' Ihnen gesunde Feiertage, mein werther Herr Halbredacteur! denn so werd' ich Sie doch von nun an apostrophiren müssen, da ich aus der Ankündigung des, zwar nicht mehr literarischen, aber doch erweiterten Merkur gesehen, daß Sie für einige Fächer einen Mitredacteur bekommen haben. Von Fächern halt' ich nichts, mein Bester; ich schreib' über alles, gleichviel ob ich etwas davon verstehe oder nicht; was gehn mich also die Fächer an? Mein Fach ist die Universalität, wie die

Deutschen ihren Galimathias von Literatur zu nennen pflegen, und dabei will ich bleiben. Stellen Sie also für Ihre Fächer so viele Mitredacteurs an, als Sie wollen; ich richte meine Briefe an Sie; niemand, als Sie, darf mir spikwinklige Noten dazu machen, und stumpfwinklige noch weniger, das bitt' ich mir aus! Glauben Sie aber ja nicht, daß ich Sie deswegen besonders liebe! Gott bewahre! Die Redacteurs taugen gewöhnlich alle nichts, und die halben nur halb so viel. Aber Ihre Noten gefallen mir, besonders zu meinen Recensionen malitiöser Bücher; sie passen dazu. Lauchen Sie also nur gleich die Feder ein; denn ich habe eben wieder ein malitiöses Buch auf dem Korne: Wilhelm Meisters Wanderjahre; nicht die von Göthe, versteht sich, sondern die gegen Göthe, welche in Quedlinburg bei Basse herausgekommen sind. Ich sollte wohl eigentlich erst die Götheschen Wanderjahre kritisiren, aber ich sehe nur nicht

ein, wozu. Lesen muß sie denn doch einmal alle Welt, und da kann sie es ja gleich selbst thun, insofern es nicht wider den Respekt läuft. Nur so viel im Allgemeinen: ich halte diese Wanderjahre für eine Fastenspeise. Ist's kein Fleisch, so ist's doch Fisch, und ist's kein Aal, kein Karpfen, kein Hecht, kein Zander u. s. w.; nun so ist's doch ein Gericht Gründlinge (des Schreibpultes), deren jeder, bloß des Fischers wegen, für einen Lachs gegessen werden kann. Einen davon laß ich selbst als Aalraupe gelten, ich meine das pädagogische Utopien. Dieser Fisch soll, wie ich höre, einem deutschen Professor so gut geschmeckt haben, daß er gleich ein Buch darüber geschrieben, und darinnen Göthe dem Plato an die Seite gesetzt hat. Dieß Buch ist noch nicht in Tenare angekommen; aber Plato, der bei mir auf dem Museum die Wanderjahre gelesen hat, war selbst der Meinung, das pädagogische Utopien sey eine recht gute Parodie auf den pädag-

gogischen Theil seiner kosmopolitischen Erdäume. Inzwischen bleibe er dabei, daß es für das Menschengeschlecht keinen bessern Pädagogen gebe, als die Musik, weshalb er sich gegen mich auf Schiller berief, der das Nemliche behauptet haben sollte. Wo denn? fragt' ich. „In den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen.“ Ei, replicirt' ich, Schiller redet dort von der pädagogischen oder educatorischen Wirkung der schönen Künste überhaupt. „Nun ja, (sagte Plato) die hiesigen eben zu meiner Zeit Musik oder Museen Kunst. Was man jetzt auf Erden Musik nennt, das ist, wenn's gut ist, die geringste der freien Künste, und wenn's schlecht ist, nemlich Gurgelrei, Dudeldumbei, Tonharlekinade u. dgl., so ist's gar keine freie Kunst, sondern eine gezwungene. Wenn die jetzigen Sänger, Pfeifer, Saitenstreicher und Saitenschläger dasjenige, was ich zum Lobe der Musik gesagt habe, auf sich bezogen und

Das Buch ist durch und durch humoristisch, und an vielen Stellen ganz à la Sterne, z. B. in dieser:

„Freilich eitle und spekulative Autoren wissen es zu vermitteln, daß nur wohlriechende Wasser oder doch nur eine unmaßgebliche Brühe (wie Pamphil's Ergießungen über das . . . sche Theater und seine guten Freunde) ausgeschüttet werden, nemlich sie oder ihre Verschleißer senden die Erstlinge ihres Ackers als Xenien an die Kastellane jener kritischen Aquaducte, vielleicht gar goldne Früchte auf silbernen Schalen — und dies wirkt wie Silberglätte auf sauren Wein. Andre, wie Trismegist in F., der Doppel-Apostel in B., der alte Leupold in H. (freilich werden dieser Koryphäen jährlich weniger) haben es durch ihre Verdienste um die

Verleger die Unterdrückung dieses Sonetts negocirt. R.

Musen dahin gebracht, daß wenn sie ein neues Stück Land bebauen, es die Rechte der heiligen Aecker zu Delphi erhält. Da trauen sich denn die kritischen Wassermänner und Schundkönige nicht daran, sondern sind froh, wenn ihnen vergönnt wird, unter ehrfurchtsvollen Verbeugungen ihre Flacons auszuleeren. Andere, wie der fennige Klopffechter Milo in B., sind wegen ihrer Derbheit und Banbitenfertigkeit, zu gefürchtet, andre, wie der sanfte Serenus zu D., wegen ihrer Höflichkeit zu beliebt, wieder andere, wie der ritterliche Minnewart zu B., haben den Vortheil des esprit de corps, wieder anderen, die früh und ehrenvoll heimgegangen, wie der Sänger der bezauberten Rose und der neue Tyrtäus, kommt die Heiligkeit des Friedhofs zu statten; — aber — aber ich schukloser Lacker Ansiedler, ich mag mich immer vorsehen, wenn die Dickelheringe meinen neuen Anbau gewahr werden und mit ihren Gießkannen

herbei rennen. O! könnte ich nur einen Zaun von U p a s - Stecklingen anlegen, oder einen Schwaden aus der Hundsgrotte um meine Plantage ziehen! — da müßten sie mir doch drei Schritte vom Leibe bleiben."

„Nur Einen kritischen Geist will ich in meiner Pflanzung gastlich bewirthen und Lavendelwasser wie Lauge von ihm geduldig hinnehmen. Laß mich dich begrüßen, Kluger Hermes, von welchem unter die Harpe genommen zu werden, keine geringe Ehre ist."

Sehn Sie, wie der Autor schlau ist; er will nur vom Hermes recensirt seyn, und den redigirt sein eigener Verleger höchstselbst. Ich begreife nur nicht, warum er sich vor dem sennigen Klopffechter Milo fürchtet. Fürchten? Ich wollte mich schämen!

Den Humor empfiehlt er aus allen Kräften, aber wem? Hören Sie nur:

Kind, Claren, Hell! — und wie man alle heißt,
Die auf den novantiken Geist

Deutsch-florentiner Schule pochen, —
 Nur daß ihr des Humores euch befleißt,
 Damit habt ihr die Subler ausgestochen
 Des Ostlands, welche allermeist,
 (Was freilich Armuthel beweist,)

Mit trübem Donauwasser kochen.
 Wie macht die Segnungen euch so bequem
 Der Genius, der nie verließ der Künste Tempel,
 Wie giebt er euch noch überdem
 Am Musageten ein Exempel!
 Denn dieser ist es, der wie einst Zeus Ombrios*)
 Das Römerheer erquickt' im Gau der Quaben,
 Den klassischen Humor im Viederkreis ergoß,
 Der sonder ihm wär' oft auf's Trockene gerathen.
 Wollt ihr im Wohlgeruch des Alterthums euch baden,
 Sabina's Pustisch beut's, und im Japan'schen
 Schloß

Hält Archäologie stets offenen Laden:
 Ja, alles, was sonst sparsam fiel
 Als Honigthau aus trüber Vorzeit Wolken,
 Fließt jetzt als lauter Milch, denn zweimal (— das
 ist viel!)
 Wird Amalthea jährlich nun gemolken.

*) Wer ist denn dieser Zeus Ombrios? Der muß erst nach meiner Zeit in den Kunsthee getreten seyn. R.

Ich denke doch, die deutsch-florentiner Schule läßt es an Humor eben nicht fehlen, nur ist nach Herrn Hempels Geschmack vermuthlich zu gemüthlich, und zu gereinigt. Also —

Was sollen Funken? galopirt durch Pfützen!
 Ihr werdet schmutzig, doch was thut's?
 Humor, das Kind des Uebermuths,
 Liebt, fremde Röcke zu besprühen,
 Und wem der Regen recht gelungen,
 Wird applaudirt von Gassenjungen.

Bin auch einmal so applaudirt worden, wegen des Wahrdt mit der eisernen Stirne; aber — aber — nun, wir wollen das ruhen lassen. Es ist nun einmal ein Alex auf meinem Ruhm; so etwas muß man nur schreiben, wenn man keinen zu verlieren hat. Bei alledem muß doch mit solchen Büchern erstaunlich viel verdient werden, und da derjenige, welcher sie verlegt, kein verantwortlicher Herausgeber ist, sondern vielmehr ein unverantwortlicher; so möchte ich nur wissen, warum z. B.

Götschen und Cotta sich nicht ebenfalls auf das Verlegen solcher Werke legen. Es muß doch einen Grund haben, wie?

Weit mehr noch, und zugleich ohne alle Gefahr, muß jedoch gewonnen werden mit Büchern, wie die Schütz-Brockhaus'schen Memoiren des Casanova. Ihr Leipziger Literatur-Korrespondent hat S. 31. dieses Buch als eine höchst anziehende Lectüre für Männer gerühmt; aber auch die Frauen lieben saftige Früchte, und das ist ein höchst saftiges Buch. Was ich damit sagen will? Ei nun, Sie wissen ja, was der Teufel im Faust meint, wenn er sagt: „Blut ist ein ganz besonderer Saft.“ Blut ist der Saft des Fleisches, Fleisch und Blut sind eine saftige Frucht, und dieser seelige Herr Neuhaus (Casanova) liefert hier bei Herrn Brockhaus eine Lebensbeschreibung, die ganz Fleisch und Blut ist. Noch nicht ein Duzend Jahr alt, hat er eine saftige Bekanntschaft mit der dreizehnjährigen Bettine, einem

klugen Kinde, das sich schon sehr geschickt vom Teufel besessen zu stellen weiß, um die Blicke der Eltern von den nächtlichen Saftigkeiten abzulenken. So geht's denn fort fast in jedem Kapitel dieses ersten Theils, überall vertirt der junge Held die Liebe in Saft und Blut (in succum et sanguinem), Gaunerstreiche machen die Sache bunt (wie es Ihr Leipziger nennt) und alles ist so allerliebste, so witzig, so nativ, so malerisch beschrieben, daß den irdischen Lesern von Fleisch und Blut nothwendig das Maul voll Wasser laufen muß. Ich führte gern einige Belege an; aber in Zeitschriften ist das ein eigen Ding. Man muß sie mithalten, um sie zu lesen; das Lesen ließe sich wohl verbergen, aber das Mithalten nicht, und daher werden denn Frauen leicht roth, wenn sie dergleichen Sachen in Zeitschriften lesen. Ein Recensent, ich glaube gar in dem literarischen Konversationsblatte, hat am Verfasser gerühmt, daß er frech er-

zähle, was ihm in eroticis begegnet ist. Das ist wahr, aber eben darin liegt das Anziehende.

Greift nur hinein in's volle Menschenleben,
 Ein jeder lebt's, nicht vielen ist's bekannt,
 Und wo ihr's packt, da ist's interessant.
 Könnt's auch der Jugend in die Hände geben,
 Das saft'ge Buch! Denn einmal muß sich doch
 Von dem Mysterium der Schleier heben,
 Früh oder spät bekommt die Paut' ihr Loch.

Der Verfasser der falschen Wanderjahre Wilhelm Meisters hat gleich darauf auch Wilhelm Meisters Tagebuch herausgegeben. Es scheint, er hat das Eisen schmieden wollen, während es warm war; aber er hat es in's Wasser gesteckt. Das Tagebuch enthält weiter nichts, als überspannte Kunst - Moral - Philosophie; von Parodie, von Satyre, ist gar nicht die Rede mehr. So etwas kühlt das glühende Eisen leselustiger Neugier plötzlich ab, und an den Lese-Theetischen hört man zischen, statt des Zungen-Hammerschlags beifälliger Konversation

Ich hab' auch Ihre drei Häuser, „Wirths — Raths — und Gottes-Haus“ gelesen, in Nro. 8. Sie sind also ein Jean-Paulianer, ein Anti-Effist! Wirthhaus? Nun, meinetwegen! Hätten nur auch Gottshaus schreiben sollen, wenn's einmal im Rathhause der Sprachverbesserer ausgemacht ist, daß der Bischlaut verbannt werden soll. Ich behalt' ihn bei, brauch' ihn zum recensiren.

Rogebue.

XXI.

Rogebue an den verantwortlichen Herausgeber des Merkur.

Genare, am 9. Aug. 1822.

Endlich ist denn auch hier in Genare der Freischuß auf die Bühne gekommen; aber stellen Sie sich um's Himmels willen vor! er wurde ausgepocht und bei der zweiten Dar-

stellung war keine todtte Seele darin, als Apel und ich. Und doch hatten wir das wüthende Heer ächt; der Stern, nach welchem die Bauern schossen, war ein wirklicher Haarstern oder Komet; und bei dem Kugelgießen ging ein ganzes Sonnensystem unter. Daß dieses göttliche Produkt der deutschen Volks-Poesie und Volks-Musik bei uns durchfiel, das ging recht eigentlich mit dem Teufel zu, welcher bei der ersten Vorstellung selbst zugegen war, und mit seinem Pferdefuße das Pochen anfang. Da er unter dem Namen Samiel die Hauptrolle darin spielt (obwohl ziemlich stumm), so glaubte das Publikum, er müsse doch am besten über das Stück urtheilen können, und pochte mit. Auch hat er wirklich in die hiesige Nachtzeitung eine Theaterkritik einrücken lassen, worinnen er behauptet, daß der Dichter von ihm, dem Teufel, gar keinen Begriff gehabt haben müsse. Herr Apel, in seinem Freischützen (im Gespensterbuche), habe ihn

ziemlich richtig gezeichnet, Herr Rind aber seine Rolle dergestalt verdorben, daß er fürchten müsse, es werde sich künfteig in Deutschland niemand mehr vor ihm fürchten. Wen er, der Teufel, bei Einem Haar fasse, der sey sein mit Haut und Haar, und er finde es daher ganz unnatürlich, daß der verführte Jäger Max, nachdem er einmal mit Freikugeln geschossen, ihm wieder aus dem Carne entrückt werde, man wisse nicht recht wie. Auch begreife er nicht, warum weder Apel noch Rind die Gelegenheit benützt hätten, die orakelmäßige Zweideutigkeit in den Verheißungen der Hölle in das gehörige Licht zu setzen, welches Licht doch Shakespeare im Macbeth angezündet habe. Es würde sich hier für Birnams Wald, der nach Dunfinane kommt, ein recht leidliches Aequivalent haben finden lassen, z. B. auf diese Art. Der verführte Jäger will sicher gehen und verlangt von Samiel selbst einen Schwur, daß er ihm durch

die Freikugeln wirklich zur Braut verhelfen wolle. Da singt denn Samiel:

Schwören soll ich? Nun so höre;
 Wie ich hier bei allem schwöre,
 Was die Teufel zittern macht:
 Wirft Du heut' um Mitternacht
 Kugeln auf dem Kreuzweg giesen,
 Sollst Du Dir die Braut erschießen.

Der Jäger, welcher dies Schlußverbum für ein Analagon von entstehen (in Auctionen), erspielen, erwerben u. s. f. nimmt, (in der Bedeutung von: durch einen Schuß erlangen) handelt nun zu, und als er endlich, nachdem die Braut statt der Taube gefallen, den Samiel als einen Eidbrüchigen verflucht, singt dieser:

Lerne, wie der Teufel schwört,
 Und Geschworenes gewährt:
 Frei hast Kugeln Du gegossen,
 Und Dir selbst die Braut erschossen.

Sie müssen gestehen, mein bester Herr Redacteur, daß in dieser Teufelskritik ein ge-

wisser Halt ist; nur hat der Herr Recensent mit dem Pferdefuße nicht bedacht, daß nach der neuesten Kunstphilosophie alle Opern einen glücklichen Ausgang haben müssen, und daß daher die Braut durchaus nicht todt geschossen werden durfte, weil es für ein empfindsames deutsches Gemüth allzuhart wäre, eine hübsche Sängerin sterben zu sehen, die eben seine Hör-Nerven gekitzelt hat. Gegen Fr. Kind ist also die teuflische Rüge ohne Kraft; Apel aber, nachdem er in meinem Museum sie gelesen hatte, meinte doch wirklich, er begreife nicht, wie ihm die Möglichkeit und Brauchbarkeit eines höllischen Wortspiels, das so ganz vor der Nase liege, habe entgehen können.

Wegen der Afterwanderjahre sammt Zubehör hab' ich von ihm, Apeln, Aufschluß über den Herrn Pustkuchen erhalten, welcher sie geschrieben haben soll. Er ist bei Apel lange Kindererzieher oder Hausfreund gewesen, und dieser hält ihn für einen guten Kopf,

meint aber, daß er nicht viel Poesie im Leibe habe, und daher möge es wohl kommen, daß er von dem freien Spiele derselben einen nachtheiligen Einfluß auf die Moralität befürchte, den es nicht füglich haben könne. Den dritten Theil der Wanderjahre fand er weit schlechter gerathen, als die beiden ersten und die Gedanken einer frommen Gräfin. Der Meinung bin ich auch. Es ist ein Pustkuchen (Blaskuchen), worinnen sich zu viel leere Blasen befinden, und in kritischer Hinsicht ein Pustrohr, womit durch Göthe's Ruhmpanzer nicht hindurch geschossen werden kann. Indessen muß ich doch bekennen, daß ich dergleichen Pustkuchen viel lieber mag, als die eukommastischen Honigkuchen, wie sie ein gewisser Herr Schubart (ni fallor), ein Herr Professor der Dicht- und Redekunst Sauper zu Pilsen, Herr Barnhagen von Ense und viele andere mehr für Göthe's Tafel gebacken haben und noch backen. Ich sehe gar nicht ein, wo

dergleichen Herren damit hinaus wollen, daß sie Bücher über Göthe schreiben, ihm dieselben im Manuskrifte zur Durchsicht und Belobung zusenden, und dann mit seinem Antwortschreiben herausgeben. Ich wundere mich nur, daß Göthe dergleichen Mittheilungen einer Beantwortung werth hält, und in seinen Antworten alles für baare Münze anzunehmen scheint, was ihm die Servilen bieten.

Wie steht es denn, mein Bester, um die Postmeisterlich-Nürnbergersche Aeneide, welche mit der Schillerschen Uebersetzung des 2ten und 4ten Buches künftig „ein Ganzes“ ausmachen soll? Ich dünkte gelesen zu haben, sie wäre fertig; gleichwohl hab' ich noch nichts davon gesehen, als die ersten 6 Bücher, welche in der Zwickau'schen Taschenbibliothek stehen. Ich bin begierig darauf, denn wenn das ferire sublimi sidera vertice den Poeten macht; so muß dieser Herr Postmeister einer der ersten seyn. „Seinem Könige — der Dichter.“ So

dedicirt er das Fragment seiner Uebersetzung
 eines Dichters des Königs von Preußen Ma-
 jestät. In der Vorrede nennt er diesen Ab-
 druck der 6 Bücher (worunter auch die zwei
 von Schiller sich befinden) „eine bald nö-
 thig gewordene zweite Auflage,“ weil
 er das erste und dritte früher als Probe auf
 eigne Kosten hat abdrucken, und nach Art der
 Zeitungen durch die Postämter verbreiten
 lassen. Und dann sagt er: „Das Ganze wird
 „in ununterbrochener Folge unverzüglich er-
 „scheinen, und ich spreche, auf den (dem) Grund
 „jener vorläufigen Kritik“ (er meint einige
 casus pro amico, in Heidelberg, Hamburg
 und Tübingen, nebst einigen brieflichen Pri-
 vatcomplimenten) „und eines freien und star-
 „ken Gefühls meiner Kraft und ihrer wichti-
 „gen Anwendung sehr zuversichtlich die
 „Ueberzeugung aus, daß der Werth dieser Ar-
 „beit, wenn auch ganz erst später, gewiß an-
 „erkannt werden wird.“ Das starke Gefühl

seiner Kraft will ich dem Herrn Nürnbergger nicht abprechen, da er es hier so deutlich ausspricht; aber daß die Kraft selbst stark sey, das bezweifle ich aus medizinischen Gründen. Die gesunde Kraft, besonders die Verdauungskraft, fühlt sich selbst fast gar nicht, gleichwie gesunde Leute überhaupt kaum fühlen, daß sie einen Körper haben. Dagegen fühlen Fieberkranke sich bisweilen sehr stark, und Herr N. scheint an einem kleinen Eitelkeitsfieberchen zu laboriren. Er versichert, „daß sein „höchstes Streben Gefälligkeit, schnelle Deutlichkeit und Schönheit, bei treuer und gleichkräftiger Wiedergebung des Gedankens gewesen ist.“ Ich merke wohl, was er unter einer schnellen Deutlichkeit und schnellen Schönheit versteht: nemlich eine solche, die schnell fertig und schnell gedruckt wird; aber bei Uebersetzungen der Alten lieb' ich sie nicht, ich ziehe das nonum prematur in annum vor. Er fährt fort: „Damit habe ich wört-

„liche Treue in dem Rede-Umfang (sic) des
 „Originals“ (außer diesem Umfange war freis-
 lich keine wörtliche Treue möglich) „zu vereinigen
 „gesucht, wenn (wo) mir dies, ohne Vernichtung
 „jener Grundbedingungen, Conditionibus si-
 „ne quibus non, irgend ausführbar vorge-
 „kommen ist: die Vereinigung, bei geschick-
 „ter durchgängiger, gegenseitiger Sub-
 „ordination“ (bei geschickt durchgeführter, wech-
 „selfeitiger Subordination) „bildet das Ideal
 „einer Uebersetzung für ein geschmackvol-
 „les Publikum, wie ich mir's gedacht und
 „Eingangs dargestellt habe, und dessen Kreis
 „eine unbefangene und gleich geschmackvolle
 „Kritik nun so weit oder so eng stecken mag,
 „als sie es verantworten zu können glaubt.“
 Ich gebe mich eben nicht für einen geschmack-
 vollen Kritiker aus, wenigstens glaub' ich nicht,
 daß ich nach Herrn N's. Geschmack seyn würde;
 aber dafür verstößt seine Uebersetzung auch oft
 gegen den meinigen. Buch 5. Vers 27—34.

will es mir nicht behagen, daß ein Zephyr der Flotte die Hand reicht und sie pfeilgeschwind zum Strande führt. Vela secundi intendunt Zephyri sagt Virgil, und das ist viel natürlicher. Gleich darauf ist Aest „vom Strom Krimisos mit 'ner Trojanerin „gezeugt.“ Dem Artikel Einer, Eine, Eines, den Kopf wegzubeißen, schickt sich für den epischen Dichter nicht, wo er selbst spricht. Nur wenn er eine Person, für die sich dergleichen schickt, redend einführt, kann ihm dergleichen nachgelassen werden. Und abermals bald darauf, Vers 106. ff. heißt es:

Da füllen sich, durch das Gerücht herbeigezogen
 Und durch Aestes Ruf, die Küsten
 Mit Nachbarn an.

Nicht die Küsten waren durch das Gerücht herbeigezogen, sondern die Nachbarn. Hier hat Herr N. seiner „Gefälligkeit“ wegen von der Grammatik eine Gefälligkeit präten-

dirt, die sie nie gewähren kann. Und wiederum gleich darauf:

Der schnelle Wallfisch wird von Mnestheus angeführt,
 Von welchem her der Stamm der Memmier rührt.

Ich habe weder in meinem Leben, noch nach meinem Tode von irgend jemand, welcher der deutschen Sprache mächtig war, sagen hören, daß die Menschen von Adam und Eva herrühren, obwohl ihre Sündhaftigkeit von dem bekannten Apfelbisse herrührt, nicht abstammt. Freilich der Reim! Aber ein Reim, von welchem ein ungereimter Ausdruck herrührt, taugt durchaus nichts. Auch ist bei Virgil nicht sowohl vom Stamme, als vom Namen die Rede, und Heine sagt in der Anmerkung: *Dicas, quomodo ex Mnestheus Memmii nomen confici potuit? Scilicet ex μνησος latine versum.* Ein Name könnte allenfalls wohl eher, als ein Stamm,

von einem anderen herrühren. Und noch einmal bald darauf wird die Stelle:

— — — quem deinde Cloanthus
Consequitur, melior ramis; sed pondere
pinus

Tarda tenet —

so übersezt:

An Rudern besser, zeigt sich hinterher Cloanth,
Ihn aber hält des Schiffes Schwere auf.

Hinterher? Das melior ramis gehört hinterher, und wer mit Ordnung denken gelernt hat, weiß warum: es enthält einen Vorwurf für den langsamen Segler, den das pondere etc. wiederum abwehrt. Wenn hier in der Uebersetzung Deutlichkeit ist, so ist es wenigstens keine schnelle, und die schnelle Schönheit ist verzweifelt steif gerathen. Da lob' ich mir Voss:

Nächst ihm Cloanthus
Kauscht mit besserem Ruder daher; doch die Last
des Gebälkes,
Demmt den Lauf.

Ich könnte dergleichen Ungefälligkeiten ziemlich auf jedem Blatte nachweisen; aber ich will einen Sprung machen in's 6te Buch, Vers 616:

— — sedet, aeternumque sedebit
Infelix Theseus.

Das giebt Herr N. so:

In aller Ewigkeit sitzt Theseus dort.

Nun ich sehe hier auch in der Ewigkeit, welche überhaupt die Eigenheit hat, daß man drin bleibt, wenn man einmal darin sitzt. Und doch wird mir die Zeit darin lang, wenn ich lesen muß, wie Herr N. aus vier Versen Virgils:

Conspicit, ecce, alios dextra laevaue per
herbam

Vescentis, laetumque Paeanam canentis;
Inter odoratum lauri nemus: unde superne
Plurimus Eridani per silvam volitur amnis —

achtzeilige Stenzen macht:

Und wieder weiterhin, vertheilt zu beiden Seiten,
 Im würz'gen Duft von einem Lorbeerhain,
 Des Schattens kühl sich auf den Rasenteppich breiten,
 Nimmt eine andere Schaar den Platz beim Schmause
 ein.

Ihr freches Chor singt den melodischen Paan,
 Und leiser murmelnd rinnt der klare Cryban
 Vom nahen Waldgebirg', und seine Silberwelle
 Erfrischt den Blumenflor der immer grünen Stelle,

Wenn ein Fluß vom nahen Waldgebirge
 herab kommt, pflegt er nicht leise zu mur-
 meln, weder in der Unterwelt noch in der
 Oberwelt; und thut er es auf dem Papier,
 so murmelt die Kritik auch nicht leise, sie mag
 so geschmackvoll seyn, als man will.

Nun frage ich Sie einmal, mein ge-
 schmackvoller Merkur-Herausgeber, was ich da-
 von denken soll, nemlich nicht von der Ueber-
 setzung, sondern von der Vorrede des „Dich-
 ters“! Zwar — stolz will ich den Poeten; ich
 mag es gern leiden, wenn auch der Becher
 überschäumt; aber in die Vorreden muß der
 Schaum nicht überlaufen. Das Exegi mo-

numentum aere perennius ist nur in Ber-
sen erträglich, und ist auch da immer nur
eine nouvelle qui mérite confirmation.

Ich breche hier ab, denn ich muß den
morgenländischen Zuschauer lesen, den Napo-
leon eben aus der Hand gelegt hat. Es muß
etwas sehr Merkwürdiges darinne stehen, denn
der Exkaiser lachte beim Lesen, und sagte zu
Berthier: Ils l'ont fait sauter ^{en} l'air.
Auch soll ein halbgebratener Bassa hier ange-
kommen seyn, das hängt vielleicht damit zu-
sammen.

Rosé bue.

XXII.

Rogebue an den verantwortlichen Herausgeber des Merkur *).

Lenare, am 24. Septbr. 1822.

Die irdischen Zeitungen stecken zwar voller Lügen, und ich kann es daher euch Erdenleuten nicht verargen, wenn ihr nicht glauben wollt, daß der Marquis von Londonbery in Verstandeszerüttung gestorben ist. Aber das kann ich euch versichern, daß, wenn er bei seinem Ableben seinen vollen Verstand noch gehabt haben sollte, er denselben unterweges verloren haben muß: denn er ist in unverkenn-

*) Eine englische Uebersetzung von dem ersten Abschnitte dieses Briefes ist in der Heate No. 30. abgedruckt worden, vermuthlich nach irgend einem englischen Journal, das mir nicht zu Gesichte gekommen ist.

barer Geistesverwirrung hier in Tenare angekommen. Gleich im Thore fragte er die Wache, welche eben von massakrirten Chioten besetzt war, wo der Kongreß gehalten werde, zu welchem er von der großmüthigsten aller Nationen abgesendet worden sey. Da es hier durchaus nichts kongreß-ähnliches giebt, als die täglichen Rathsversammlungen bei M a b a m e (so nennt man hier die euch wohlbekannte Schicksalskönigin Nemesis), so wies man ihn gerade nach ihrem Palais. Indem er nun sucht, sich dahin zu fragen, geräth er an einen jüngst gehängten englischen Banknotenverfälscher; dieser, sey es aus Malice oder aus Mißverständnis der Frage, weist ihn zum Palais der Königin Caroline, und er läßt sich bei ihr melden. Die Königin, ganz erstaunt über diesen Besuch, läßt ihn eintreten, und so wie er sie erkennt, ist er ganz außer sich vor Freude, daß sie noch lebe, und versichert ihr, daß die Gesundheit ihres Magens ihm zur größten Be-

ruhigung gereiche, indem dadurch einer der Hunde getödtet werde, die an seinem Eingeweiden nagten. Die Hunde scheinen eine fixe Idee von dem guten Manne zu seyn; denn hören Sie, was sich begiebt, als er endlich, von der Königin Caroline mit gnädigem Mitleid entlassen, in das Palais der Schicksalskönigin gelangt. Diese hält wirklich eine große Anzahl Hunde von derjenigen Race, wie sie Milton in seinem verlornen Paradiese beschrieben hat. Man nennt sie hier Gewissenshunde, und ihr Erdenleute könnt sie zwar nicht sehen, aber ihr fühlt bisweilen ihre Bisse. Wie nun der Marquis in den Vorhof kommt, wo diese Thiere gewöhnlich ganz still in der Sonne liegen und von ihrer Erdenjagd ausruhen, fällt ihm eines davon so gewaltig auf, daß er in einem großen Bogen um dasselbe herumgeht, und endlich behauptet, dieser Hund gehöre ihm. Man bedeutet ihn, daß das gar nicht möglich sey; aber er schwört, es sey der Nemliche, wel-

der ihn vor 6 bis 7 Jahren in den Finger
 geschiffen, und zwar in den Theilungsfinger, an
 seiner rechten Hand; er bitte daher, die Bestie
 tödt zu schlagen. Da die Hunde der Nemesis,
 eben so wie die Eumenidenschlangen und
 überhaupt alle tenarischen Thiere, unsterblich
 sind, so lachte die anwesende Dienerschaft, und
 der Oberhundewärter gab ihm den Trost, daß
 er von diesen Thieren durchaus nichts mehr zu
 besorgen hätte. Es half aber alles nichts, er
 kehrte auf der Stelle um, und erklärte, daß,
 wenn diese verdammten Hunde nicht abge-
 schafft würden, er mit dem ganzen Kongresse
 nichts zu thun haben möchte. Dieses Irrere-
 dens wegen hat die Regierung von Tenare
 beordnet, daß er nicht eher vor die Assisen ge-
 stellt werden soll, bis er wieder hergestellt und
 zu dem Bewußtseyn gelangt seyn wird, daß er
 gestorben ist. Wahrscheinlich um ihn dazu be-
 sto eher zu bringen, hat man ihm ein Hotel
 angewiesen, welches denen des Pascha von Sa-

nina und des von Chios angekommenen Kapudan-Pascha gegenüber liegt. Ich war begierig, wie sich Bonaparte, der mein Museum immer noch fast täglich besucht, über die Zukunft des Widersachers herauslassen würde; aber der Mann scheint ihm ganz gleichgültig zu seyn, ja, die Gespräche über denselben machen ihm sichtlich Langeweile. Laissez-donc ce tailleur, sagte er gestern zu Fox, der ihn scharf kritisirte: ces gens - là ne sont pas fait pour gouverner le monde. Il paraît, que celui-ci a pris l'Europe pour un vêtement, qui avait besoin d'être rapetassé. — Sire, erwiederte Fox, cette erreur était excusable, vous l'aviez passablement déchiré ce vêtement-là. Se. Majestät nahmen lächelnd eine Prise und sagten: C'est qu'il me fut trop étroit, Monsienr. Damit war das Gespräch abgebrochen, und die Majestät blätterte wieder in

den Büchern, die ich ihr vorzulegen die Ehre gehabt hatte *)

Ich glaube nicht, mein Werthefter, daß Sie mehr gethan haben, als blättern, im Betreff der dreizehn Schauspiele und des dramatischen Lebenslaufes von Dr. Georg Reinbeck.

*) Die fast muthwillige Art, auf welche die Nemesis diesen Marquis heimsuchen ließ (durch ein Federmesser), soll übrigens von Napoleon veranlaßt worden seyn. Einige Monate vor seinem (des Marquis) Tode war der Erbkaiser bei Madame zum Thee (wie er denn überhaupt einen großen Stein bei ihr im Brette zu haben scheint), und die Rede kam auf Londonderry und Lowe. Napoleon nannte jenen *la plume de S. James*, diesen aber — ironisch versteht sich — *mon cheval de bataille* (i. e. mein Leibpferd), und setzte hinzu: „Schade, daß die Feder stumpf und das Pferd stätisch geworden ist. *Laissez-nous faire*, Sire, sagte die Schicksalskönigin lachend, *nous les ferons corriger*, l'un par le canif, l'autre par le fouet. Was sie mit dem Letzteren vorhat, ist mir nicht klar, aber mit dem Ersteren hat sie Wort gehalten. R.

Der dramatische Lebenslauf sieht zwar ganz christlich-moralisch aus, aber es ist nichts desto weniger ein Lebenslauf ohne gute Werke, nemlich ohne dramatisch gute. Ich habe den Mann recht gut gekannt, als ich das Petersburger Theater unter mir hatte. Er hatte den besten Willen, für die Bühne zu dichten, aber es wollte nichts werden, und es war für eine Direction eine gar bedenkliche Sache, sich mit ihm einzulassen, weil er immer Händel mit den Schauspielern anfang, wenn seine Stücke keinen Effect machten. Nachdem wir auf Erden auseinander gekommen, scheint er diese üble Angewohnheit keinesweges abgelegt zu haben, das sehe ich aus dem Anhang zu seinem Lustspiele: Er muß sich malen lassen. Da erzählt er selbst, wie er über eine schlechte Darstellung dieses Stückes, auf dem Theater zu Stuttgart, so böse geworden, daß er darüber an die Ober-Hof-Theaterdirection einen Brief geschrieben, von dem er selbst gesteht, daß

er ihn besser würde haben unterbleiben lassen. Gleichwohl hat er denselben nun sogar drucken lassen, welches à plus forte raison hätte unterbleiben sollen. Das Nämliche hat er mit der Antwort gethan, deren Inhalt eine etwas verhöflichte Ausführung von dem Titel des Stücks ist: Er (der Verfasser) muß sich ma-
 len lassen. Auch sein Trauerspiel Gordon und Montrosa hat, als es vor ungefähr 5 Jahren in Dresden aufgeführt worden, ihn in Händel verwickelt, die er hier in einem An-
 hange erzählt. Böttiger hatte in der Abendzeitung die Darstellung sehr belobt, aber das Stück nicht. Gleich war der Verfasser mit einer langen Antikritik da, und verlangte von der Redaction der Abendzeitung, daß sie dieselbe sofort aufnehmen sollte. Diese zögerte, wie natürlich, und da er durchaus nicht Geduld haben wollte, so schickte sie ihm die Antikritik ungebrückt zurück. Hier giebt er sie nun zusammen mit der Böttiger'schen Kritik zum Besten,

und im Lebenslauf S. LXIII. erklärt er hautoment: „Böttiger sey des Geschmacks und „der Urtheilskraft entblößt (sic), er vermöge „das innere, besonders das ästhetische (?) We- „sen weder des Alterthums (??) noch der „neueren Zeit zu erfassen (!), und dessen Ur- „theil sey nicht nur in dieser Hinsicht schief „(!!), sondern werde auch durch manche Re- „benansichten motivirt (!!!). Es sey nur zu „bebauern, daß ihm der Knebel entsprungen, „der ihm menschenfreundlich im gestiefelten „Kater eingeschraubt worden; aber wie ver- „ächtlich erscheine nicht die Kritik, wenn sie in „einem solchen Manne verfälscht hervortrete.“

x. x. Ich habe Böttigers Kritik gelesen, und wer dieses Kunsttrichters Natur kennt, der wird mir auf's Wort glauben, daß sie höflich und anständig ist. Ob der Label auch gegründet sey, kommt hier nicht einmal in Betrachtung: denn auch ungegründete Ausstellungen würden die Grobheit der obigen antikritischen Diatribe

nicht entschuldigen. Die für die Abendzeitung bestimmt gewesene Wiederlegung der Kritik ist ein wenig minder ungezogen, aber sie hat hier, S. 205. noch einen Anhang, worinnen von Hundewedel n um die Schauspieler, von erlauchtem oder goldenem Wohlwollen u. die Rede ist. Das ist denn doch zu arg! Er mag sich malen lassen, dieser Poet, die Kritik muß sich nicht weiter die Mühe mit ihm nehmen! Was aber Böttigers Theaterkritiken überhaupt anlangt, so ist nicht zu leugnen, daß den Schauspielern oft zu viel Honig zu — —

Ich bin unterbrochen worden, mein Bester; Luise Brachmann ist eingepaffirt. Das würde mich nicht im Schreiben unterbrochen haben, wenn sie angekommen wäre, wie der englische Marquis, profaisch, zu Fuß; aber sie kam poetisch, ja sogar — was ich vorzüglich gern sehe — theatralisch. Sappho (die wirkliche, griechische) war ihr entgegen gefahren

auf ihrem Triumphwagen, den Sie sich aber ein wenig geschmackvoller vorstellen müssen, als diejenigen sind, welche auf Erden bei den Auführungen der Wiener Sappho gebraucht werden. Ich sah sie vorbeifahren, wußte aber nicht zu welchem Ende. Bald darauf ritt ihr Alkäos auf einem Hippogryphen nach, und mit ihm eine große Anzahl alt- und neugriechischer Schatten. Ich fragte ihn, was es gäbe. „Sappho holt ihre deutsche Schwester ein,“ war die Antwort. Deutsche? Deren giebt es viele; das machte mich neugierig, ich ließ mein Musespferd auch satteln, und ritt nach dem Erdthore zu. Nicht lange, so kam der Zug. Alkäos als Vorreiter, dann die Altgriechen, dann der Wagen — Luise zur Rechten der Sappho, die Leier der Griechin lag in ihrem Arme, deren Lorbeerkranz umwand ihre Schläfe — dann eine Anzahl von Neugriechen. „Heil der Griechenfrendin!“ rief es hinten. „Der deutschen Griechin!“ rief es vorn. Blumen bedeckten

die Straße. Luise schlug die Augen nieder vor ihrem Triumph. Der Zug hielt vor Sappho's Pallast. Alkios sprang ab, der Gefeierten aus dem Wagen zu helfen; aber man kam ihm zuvor, und wer? Das errathen Sie nicht. Der alte Seemann Columbus. „Land!“ und „Land!“ und „Land!“ rief er, als Luise's Fuß den Boden von Tenare berührte. „Hier ist Land, Du Sängerin meiner Noth und meines Ruhmes!“ Es war einzig schön, Werthester; aber ich konnt' es doch nicht lassen, die Sappho, der ich aus dem Wagen half, heimlich zu fragen, warum sie denn gerade diese Sängerin, und vor ihr keine, so feierlich eingeholt habe. „Wissen Sie denn noch nicht aus Ihren Journalen, Herr Museumsdirector,“ sagte sie, „daß Luise, die gesungen hat, wie Sappho, auch wie Sappho gestorben ist?“

Nun wahrhaftig, ihr schreibt heute, wo ich diesen Brief endlich schließe, schon den 4. Oktbr., aber in keinem eurer verwünschten Ta-

geblätter find' ich noch ein Wort über diesen Tod *). Seyd ihr denn so ganz durch und durch profaisch geworden, daß eine Sappho vom leukadischen Felsen springen kann, ohne daß ihr Notiz davon nehmt? Als ich starb — ich war noch nicht kalt, so schrieben alle Zeitungsschreiber davon. Habt ihr nur Sinn für die politischen Todesfälle? Muß man erstochen werden, um euch Klöße zu rühren? Ist das eure Poetenverehrung? Seht mir und laßt euch malen damit.

Rogebue.

*) Herr von Rogebue hält vermuthlich das verwünschteste von allen, das Lübingische Literatur-Blatt, nicht mit. Da stand dieser Todesfall vor dem aten Oktbr., denn die Frankfurt. A. P. N. Z. vom dritten hat die Notiz schon nachgedruckt.

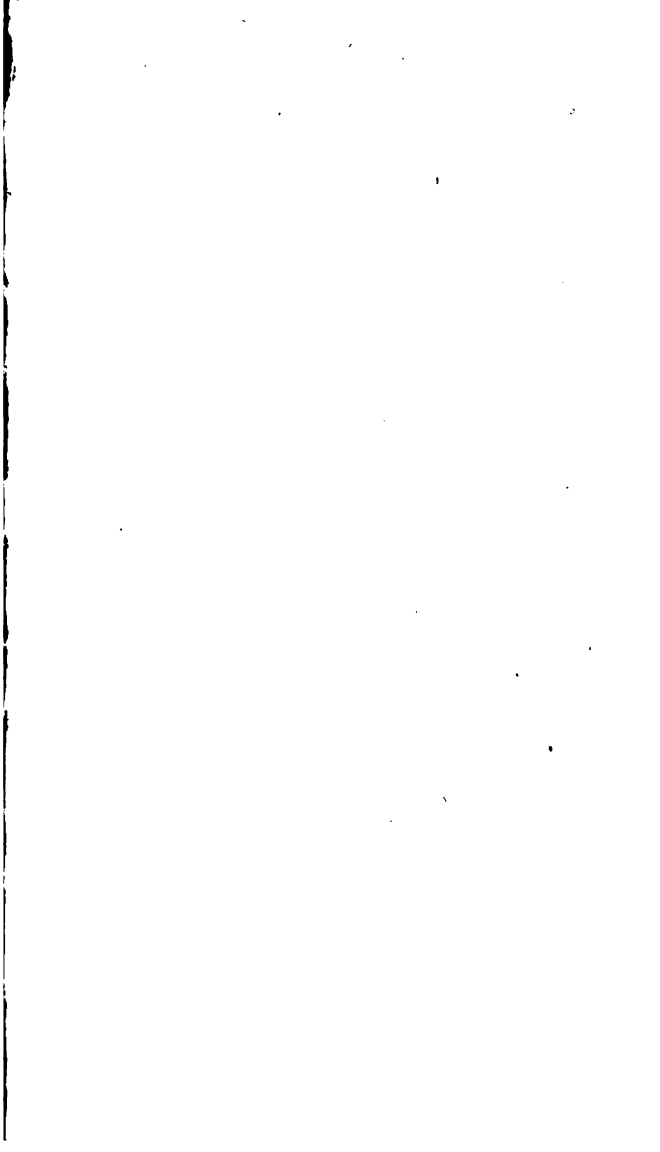
D. Corrector.

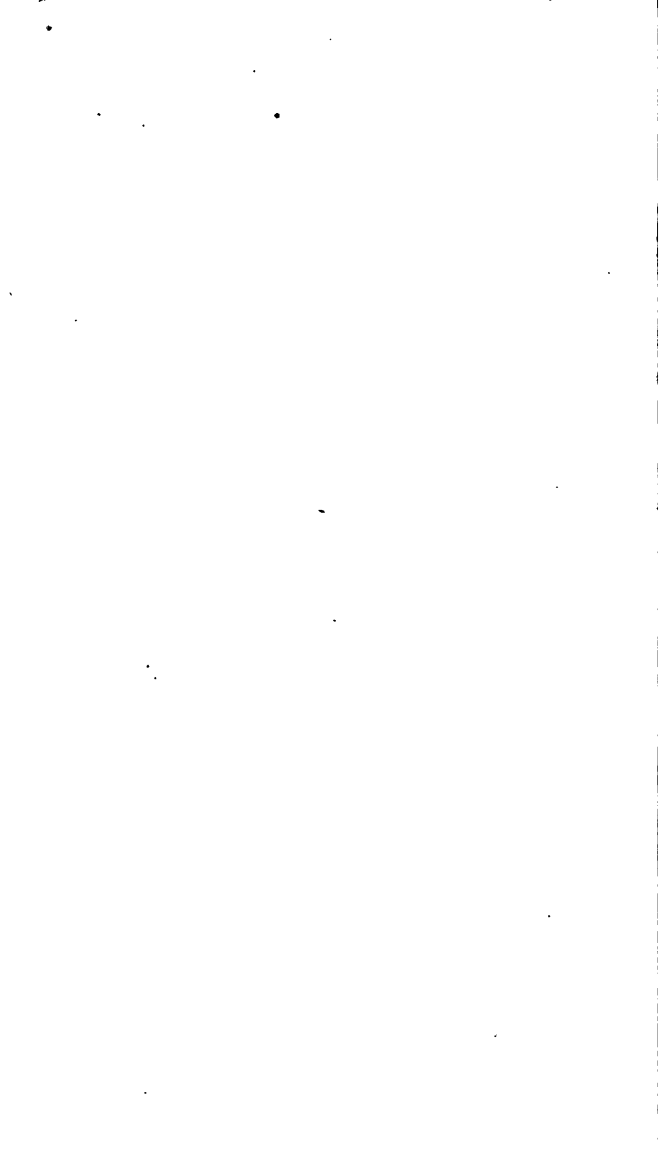




H. G.

LD







THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

**This book is under no circumstances to be
taken from the Building**

SEP 12 1924

